Die Buschknaben.

Ein Jagd- und Thier-Roman

vom

Capitän Mayne Reid,
Verfasser der „Skalpjäger," der „Freischaar," der „Heimath in der Wüste" ꝛc.

In's Deutsche übertragen

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1856.

Die Buschknaben.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Ein Gnustier als Belagerer.

„Wohlan,“ fuhr Hans nach einer Pause fort, „ich begann, mir zu meinem glücklichen Entrinnen Glück zu wünschen, denn ich war überzeugt, daß ich ohne den Ameisenhaufen von dem wüthenden Thiere niedergeworfen und todtgestampft worden wäre. Der Stier war einer der größten und wildesten seiner Art, und dazu ein sehr alter, wie ich an den über der Stirn beinahe zusammenstoßenden Wurzeln seiner dicken schwarzen Hörner sowohl als auch an seiner dunkeln Farbe erkannte. Ich hatte vollauf Zeit, alles Dies zu beobachten. Ich fühlte, daß ich jetzt sicher war — daß das Wildebeest mich nicht erreichen konnte, und saß oben auf dem Gipfel des Mittelkegels und beobachtete die Bewegungen des Thieres mit vollkommner Kaltblütigkeit.

„Allerdings that der Stier alles Mögliche, um meine Position zu erreichen. Wohl ein Dutzend Mal suchte er den Hügel hinaufzukommen, und erreichte auch einige Mal die Gipfel der niedrigeren Thürmchen, der Hauptkegel aber war ihm zu steil. Es war dies auch kein Wunder, denn es hatte mir selbst nicht wenig Mühe gekostet, ihn zu erklettern. Zuweilen kam er in seinen verzweifelten Anstrengungen mir so nahe, daß ich seine Hörner mit der Mündung meiner Flinte hätte berühren können, und ich hatte mich gefaßt gemacht, ihm einen Hieb zu versetzen, sobald sich die Gelegenheit darböte. Nie hatte ich ein Thier so wüthen und toben gesehen. Meine Kugel hatte ihn nämlich getroffen, die Wunde saß unterhalb seiner Kinnlade und blutete sehr heftig. Der Schmerz machte ihn toll, doch war dieser, wie ich später entdeckte, nicht die einzige Ursache seiner Wuth.

„Gut. Nach mehrern erfolglosen Versuchen, den Hügel zu erklettern, änderte er seine Taktik und begann mit den Hörnern gegen den Ameisenhaufen loszurennen, als ob er ihn zertrümmern wollte. Er nahm wiederholt einen Anlauf und kam dann aus Leibeskräften herangestürzt, so daß es, die Wahrheit zu gestehen, eine Zeit lang aussah, als ob sein Vorhaben ihm gelingen würde.

„Mehrere der kleineren Kegel wurden durch

seine gewaltigen Stöße umgeworfen, und der harte, zähe Thon wich vor seinen scharfen Hörnern, deren er sich wie umgekehrter Spitzhacken bediente. An mehrern Stellen konnte ich sehen, daß er die Kammern der Insekten oder vielmehr die Wege und Galerieen blosgelegt hatte, die sich innerhalb der äußeren Rinde eines solchen Hügels befinden.

„Aber bei alledem empfand ich keine Furcht. Ich glaubte fest, daß die Wuth des Stiers sich bald erschöpfen und er sich entfernen würde. Dann konnte ich ohne Gefahr hinabsteigen. Nachdem ich ihn jedoch ziemlich lange beobachtet, war ich nicht wenig erstaunt zu bemerken, daß er anstatt kühler, im Gegentheile immer wüthender zu werden schien. Ich hatte mein Taschentuch herausgenommen, um mir den Schweiß vom Gesicht zu wischen. Der Hügel, auf dem ich saß, war heiß wie ein Backofen. Kein Lüftchen rührte sich, und die senkrecht herabschießenden, von dem weißen Thon zurückgeworfenen Sonnenstrahlen trieben mir den Schweiß in Strömen aus. Alle Minuten sah ich mich genöthigt, mir mit meinem Taschentuche Augen und Stirn zu wischen.

„Ehe ich mir nun mit dem Tuche über das Gesicht fuhr, schüttelte ich es alle Mal aus einander, und jedes Mal, wo ich dies that, bemerkte ich, daß die Wuth des Wildebeest sich zu verdoppeln schien.

Es hörte dann alle Mal auf, gegen den Hügel anzurennen, und machte einen neuen Versuch, zu mir zu gelangen, indem es ein furchtbares Gebrüll ausstieß und sich an der steilen Wand emporbäumte.

„Dies befremdete mich und setzte mich in Verwunderung. Wie konnte das Abwischen meines Gesichts das Wildebeest von Neuem reizen? Und doch war dies unverkennbar der Fall. Jedes Mal, wo ich es that, schien sich die Wuth des Thieres auf's Höchste zu steigern!

„Endlich erklärte ich mir die Sache. Ich sah, daß es nicht sowohl das Abtrocknen des Schweißes war, was ihn ärgerte, sondern das Auseinanderschütteln meines Tuchs. Dieses war, wie Ihr wißt, schön scharlachroth. Dies fiel mir ein, und nun erst entsann ich mich, gehört zu haben, daß alles Scharlachrothe eine ungemeine Wirkung auf das Wildebeest äußert und es zu einer an Tollheit grenzenden Wuth aufreizt.

Mir lag aber durchaus Nichts daran, seine Wuth zu nähren, deßhalb ballte ich mein Tuch zusammen und steckte es in die Tasche, denn ich wollte lieber den Schweiß ertragen, als noch länger diesen schwierigen Standpunkt behaupten. Ich hoffte, daß der Stier, wenn er das rothe Tuch nicht mehr sähe, eher sich beruhigen und seiner Wege gehen würde.

Ich hatte aber in ihm einen Teufel erweckt, der zu grimmig war, als daß er sich so leicht wieder hätte bannen lassen. Er verrieth durch Nichts, daß seine Wuth sich minderte. Im Gegentheil fuhr er fort, gegen den Hügel anzurennen, und ließ sein rachgieriges Brüllen ertönen, obschon das rothe Tuch nicht mehr sein Auge beleidigte.

„Mir begann nun wirklich die Zeit etwas lang zu werden. Ich hatte nicht gedacht, daß das Gnu in seiner Wuth so unversöhnlich wäre. Offenbar verursachte dem Stier die ihm von mir beigebrachte Wunde großen Schmerz, denn zuweilen begann er laut zu stöhnen und er wußte recht wohl, daß ich es war, der ihm diesen Schmerz verursacht.

„Er schien daher auch fest entschlossen zu sein, mich nicht ungezüchtigt entkommen zu lassen. Er verrieth durchaus keine Absicht, den Platz zu verlassen, sondern arbeitete mit Huf und Hörnern darauf los, als ob er den Hügel demoliren wollte.

„Ich war meiner Situation nun schon lange sehr überdrüssig. Obschon ich nicht fürchtete, daß der Stier mich erreichen könnte, so beunruhigte mich doch der Gedanke, daß ich so lange schon aus unserm Lager abwesend war. Ich wußte, daß ich nicht hätte fortgehen sollen. Ich dachte an meine kleinen Geschwister. Es konnte ihnen ein Unglück zustoßen.

Dies bekümmerte mich, obschon ich bis zu diesem Augenblicke in Bezug auf mich selbst wenig oder gar keine Furcht empfand. Ich hoffte immer noch, daß das Wildebeest ermüden und mich verlassen würde, und daß ich dann schnell nach Hause eilen könnte.

„Ich sage, daß ich bis jetzt keine ernstliche Befürchtung um mich selbst gehegt — ausgenommen in den wenigen Augenblicken, wo der Stier mich auf den Hügel hinaufjagte; doch dieser kleine Schreck war bald vorüber.

„Jetzt dagegen zeigte sich ein neuer Gegenstand der Furcht — ein anderer Feind, eben so furchtbar als der wüthende Stier, so daß ich in den ersten Augenblicken des Schreckens fast auf die Hörner des Letztern hinunter gesprungen wäre.

„Ich habe schon gesagt, daß das Wildebeest mehrere der kleinen Thürmchen — die Außenwerke der Ameisenfestung — zertrümmert und die hohlen Räume innerhalb derselben blosgelegt hatte. Bis in die Hauptkuppel war es jedoch nicht eingedrungen, sondern blos in die spiralförmigen Galerieen und Gänge, die sich innerhalb der äußeren Werke befinden. Ich bemerkte, daß, sobald als diese aufgebrochen wurden, eine Anzahl Ameisen daraus hervorstürzten. Ich hatte übrigens auch schon viele dieser Thiere außen an dem Hügel herumkriechen sehen, als ich

mich demselben zuerst näherte, und mich darüber gewundert, denn ich wußte, daß sie gewöhnlich sich unterirdisch halten, wenn sie nach ihren Nestern gehen und davon herkommen.

„Dies Alles hatte ich beobachtet, ohne damals Notiz davon zu nehmen, weil ich zu erpicht war, die Gnus zu beschleichen, als daß ich an sonst Etwas hätte denken können. Während der letzten halben Stunde war ich ferner so sehr beschäftigt gewesen, die Manövres des wüthenden Stieres im Auge zu behalten, daß ich keine Secunde lang die Augen hatte von ihm verwenden können.

„Endlich bemerkte ich, daß sich direct unter mir Etwas bewegte, und ich schaute hin, um zu sehen, was es wäre. Der erste Blick bewog mich sofort, auf meine Füße zu springen und hätte mich, wie ich schon gesagt, beinahe getrieben, mich den Hörnern des Stiers entgegen zu stürzen.

„Auf dem ganzen Hügel umherwimmelnd, schon sich auf meinen Schuhen sammelnd und noch höher hinaufkriechend regten sich Massen zorniger Ameisen. Jedes Loch, welches der Stier gestoßen, entsendete einen Schwarm heimtückischer Insekten, und alle schienen auf mich los zu kommen. So klein diese Thiere auch waren, so glaubten ich doch in ihren Bewegungen Absicht und Plan zu erkennen. Sie schie-

nen alle von einem und demselben Gefühle — einem und demselben Impulse beseelt zu sein — nämlich einen Angriff auf mich zu eröffnen. Diese Absicht konnte ich unmöglich verkennen. Sie bewegten sich alle wie von intelligenten Wesen geführt und geleitet, und rückten gegen die Stelle vor, auf welcher ich stand.

„Auch sah ich, daß es die Krieger waren. Ich unterschied sie von den Arbeitern an ihren größeren Köpfen und langen hornigen Freßwerkzeugen. Ich wußte, daß ihr Biß ein sehr schmerzhafter ist. Dieser Gedanke erfüllte mich mit Entsetzen. Ich gestehe, daß ich mich noch nie so gefürchtet hatte. Mein neuliches Zusammentreffen mit dem Löwen war Nichts im Vergleich hiermit.

„Mein erster Gedanke war, daß ich von den Termiten umgebracht werden würde. Ich hatte, wie ich mich ganz genau entsann, schon von dergleichen Dingen gehört. Das war es ohne Zweifel, was mir einen solchen Schrecken einjagte. Ich hatte gehört, daß Menschen im Schlafe von den weißen Ameisen überfallen und todtgebissen worden. Solche Erinnerungen drängten sich mir in diesem Augenblicke auf, bis ich die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn ich nicht bald von diesem Platze entrann, die Ameisen mich todtbeißen und dann aufzehren würden."

Zweites Kapitel.

Ein hülfloses Thier.

„Was war zu thun? Wie sollte ich beide Feinde vermeiden? Wenn ich hinuntersprang, so tödtete mich das Wildebeest ganz gewiß. Es war noch da und hielt seine rachesprühenden Augen fortwährend auf mich geheftet. Wenn ich dagegen blieb wo ich war, so war ich sicherlich bald von den wimmelnden scheuslichen Insekten bedeckt und ward aufgefressen wie ein alter Lumpen.

Schon fühlte ich ihre entsetzlichen Zähne. Die, welche zuerst bis an meine Füße herangekrochen waren, hatte ich mich bemüht, hinwegzustreichen; einige aber waren bis an meine Knöchel gelangt und bissen mich durch meine dicken wollenen Socken hindurch! Meine Kleider waren folglich kein Schutz. Ich war bis auf

den höchsten Theil des Kegels gestiegen. Dieser aber war so spitz, daß ich kaum das Gleichgewicht zu halten vermochte, und die schmerzhaften Stiche und Bisse der Insekten zwangen mich, darauf zu tanzen wie ein Seiltänzer.

„Aber was bedeuteten die, welche mich schon in die Knöchel gestochen, gegen die, die mich wahrscheinlich bald mit ihren giftigen Pfeilen durchbohrten? Schon wimmelten diese bis zur letzten Terrasse herauf. Bald mußten sie den Gipfel des Kegels bedecken, auf dem ich stand, dann krochen sie in Myriaden an meinen Beinen in die Höhe, — dann —

„Ich konnte nicht länger über Das nachdenken, was sie thun würden. Ich zog es vor, es auf die Gefahr mit dem Wildebeest ankommen zu lassen. Ich wollte hinunterspringen. Vielleicht kam mir irgend ein glücklicher Zufall zu Hülfe. Ich wollte, mich meiner Flinte bedienend, mit dem Gnu kämpfen. Vielleicht gelang es mir, auf einen andern Hügel zu entkommen. Vielleicht —

„Ich stand schon im Begriffe, hinabzuspringen, als mir ein neuer Gedanke einkam, und ich wunderte mich, daß ich so albern gewesen, nicht schon daran zu denken. Was hinderte mich, die Ameisen von mir abzuhalten? Sie hatten keine Flügel, — die Krieger haben keine, — auch die Arbeiter nicht. Sie konn-

ten nicht auf mich fliegen. Sie konnten blos den Kegel heraufkriechen, — mit meiner Jacke konnte ich sie hinwegstreichen. Ganz gewiß konnte ich das, — warum dachte ich nicht schon früher daran! Ich zog sofort meine Jacke aus. Ich legte meine jetzt nutzlose Flinte weg, indem ich sie auf eine der unteren Terrassen fallen ließ. Ich nahm die Jacke beim Kragen und räumte, indem ich mich ihrer wie eines Staubwedels bediente, die Seiten des Kegels in wenigen Augenblicken, so daß Tausende der Ameisen kopfüber hinunterpurzelten.

„Wie einfach war dies! Warum hatte ich es nicht früher gethan! Es kostete kaum eine Anstrengung, die Myriaden hinwegzufegen, und eine kleine Anstrengung hielt sie so lange ab als es mir beliebte.

„Die einzige Belästigung, die ich jetzt noch empfand, rührte von den wenigen her, die mir bis in die Beinkleider hinaufgekrochen waren und die immer noch fortfuhren, mich zu beißen. Dieser aber konnte ich mich mit der Zeit schon entledigen.

„Wohlan, — ich blieb auf dem Gipfel des Kegels und bog mich bald nieder, um die Krieger hinwegzufegen, die immer noch emporgewimmelt kamen, bald war ich beschäftigt, mich der wenigen zu entledigen, die an mir emporkrochen. Ich fühlte jetzt in Bezug auf die Insekten keine Unruhe mehr, obschon

ich hinsichtlich des Stieres, der immer noch unten Wache hielt, um kein Haar besser daran war. Ich bildete mir jedoch ein, daß er jetzt Symptome von Ermüdung verriethe und bald die Belagerung aufheben würde, und diese Aussicht ermuthigte mich wieder. Plötzlich ging eine Veränderung mit mir vor. Ein neuer Schrecken harrte mein.

„Während ich auf dem Gipfel des Kegels hin und her sprang, wich plötzlich der Boden unter meinen Füßen, — der trockene Lehm brach krachend ein und ich sank in die Oeffnung hinein. Meine Füße schossen hinab in die hohle Kuppel, — ich dachte, ich müßte die große Königin in ihrer Zelle zermalmt haben, und ich stand bis an den Hals in dem Hügel begraben.

„Ich erschrack, obschon nicht sowohl über das plötzliche Hinabfahren, worüber ich mich bald beruhigt haben würde, sondern vielmehr über etwas Anderes. Ich fühlte nämlich, daß sich Etwas unter meinen Füßen bewegte, als sie so zu sagen den Boden berührten, — Etwas, was sich in die Höhe hob und dann schnell hinwegschlüpfte, so daß ich noch tiefer hineinsank.

„Was konnte das sein? War es der große Schwarm lebendiger Ameisen, auf den ich gerathen war? Ich glaubte es nicht. Das Ding fühlte sich

nicht darnach an. Es schien etwas Starkes und Umfangreiches zu sein; denn es hielt meine ganze Last einige Augenblicke lang aus, bevor es unter mir hinwegschlüpfte.

„Was es aber auch sein mochte, so jagte es mir bedeutende Furcht ein und ich ließ meine Füße nicht fünf Secunden lang in dieser Nähe. Nein, selbst der heißeste Glühofen würde sie während der Zeit, welche sie in der dunklen Kuppel blieben, kaum versengt haben. Binnen fünf Minuten waren sie wieder auf den Mauern, auf den zerbrochenen Rändern, auf welche ich gestiegen war und wo ich jetzt vor Schrecken und Furcht ganz außer mir dastand. Was sollte ich thun? Ich konnte die Ameisen nicht mehr hinwegfegen. Ich schauete in die schwarze Höhle hinab; sie kamen in dichten Haufen auf diesem Wege heraufgewimmelt. Ich konnte sie nicht mehr beseitigen.

„In diesem Augenblicke schweiften meine Augen zufällig nach dem Stier. Er stand drei oder vier Schritte von dem Fuße des Hügels entfernt. Er stand seitwärts mit dem Kopfe darnach hingewendet und betrachtete ihn mit wildem Blicke. Seine Haltung war eine ganz andere, und eben so hatte sich, wie mir dünkte, der Ausdruck seines Auges verändert. Er sah aus, als ob er sich so eben in diese neue

Position gepflanzt hätte und bereit wäre, abermals zurückzuprallen. Er sah aus, als ob ihn ebenfalls Etwas erschreckt hätte. Dies war offenbar der Fall; denn einen Augenblick später stieß er ein gellendes Gebrüll aus, galoppirte mehrere Schritte weiter fort, drehete sich wieder herum, machte Halt und blieb stehen und schauete mit stierem Blicke wie zuvor!

„Was sollte Das bedeuten? War es das Durchbrechen des Daches und mein plötzliches Hinunterfahren, was ihn erschreckt hatte?

„Anfangs glaubte ich Dies, aber ich bemerkte, daß er nicht nach dem Gipfel hinaufblickte. Seine Augen schienen auf Etwas am Fuße des Hügels geheftet zu sein, obschon ich von dem Platze, wo ich stand, dort Nichts sehen konnte, was ihm hätte Schrecken einjagen können.

„Ich hatte nicht Zeit, lange nachzudenken, was es sein könnte; denn der Stier schnaubte abermals, richtete seinen Schwanz hoch in die Luft empor und rannte in vollem Galopp über die Ebene.

„Nicht wenig erfreut, dies zu sehen, dachte ich nicht mehr an Das, was mich von seiner Gesellschaft befreit hatte. Es mußte mein sonderbares Einbrechen gewesen sein, dachte ich, doch gleichviel, da nur das Thier fort war. Indem ich daher meine Flinte ergriff, schickte ich mich an, von der hohen Stellung

herabzusteigen, deren ich längst schon so gründlich überdrüssig war.

„Eben als ich bis auf die Hälfte der Wand herunter war, sah ich zufällig abwärts und erblickte nun den Gegenstand, der den alten Stier so in Furcht gejagt hatte. Es war dies kein Wunder, denn das seltsame Geschöpf, welches ich erblickte, konnte wohl eine solche Wirkung äußern. Aus einem Loche in der Lehmwand ragte eine lange nackte cylinderförmige Schnauze mit einem Paar Ohren darüber, die beinahe eben so lang waren und gerade in die Höhe standen, wie die Hörner eines Steinbocks und dem Thiere, welches sie trug, ein wildes und boshaftes Ansehen verliehen. Ich würde ebenfalls nicht wenig darüber erschrocken sein, wenn ich nicht gewußt hätte was es war; so aber erkannte ich es sofort als eines der harmlosesten Geschöpfe von der Welt, nämlich als das Erdschwein.

„Sein Erscheinen erklärte den Rückzug des Stieres und eben so, weßhalb die Ameisen gleich anfangs, als ich ihren Hügel erreichte, darauf umhergekrochen waren.

„Ohne ein Wort zu sagen oder das geringste Geräusch zu machen, packte ich mein Gewehr, bog mich abwärts und führte mit dem Kolben einen Schlag auf die hervorragende Schnauze. Es war

ein ruchloser Schlag und in Betracht des Dienstes, welchen mir das Thier so eben dadurch geleistet, daß es das Wildebeest verscheucht, eine sehr undankbare Vergeltung. Doch ich war in diesem Augenblicke meiner Empfindungen nicht Meister. Ich dachte an Nichts, höchstens daran, daß ich Erdschweinefleisch gern aß, — und der Streich fiel.

„Der arme Bursche! Es war sofort aus mit ihm.

„Er zuckte kaum noch und sank todt in der Oeffnung zusammen, die er mit seinen eigenen Klauen gegraben.

„Meine Abenteuer dieses Tages waren aber damit noch nicht zu Ende, ja, es schien, als ob sie gar kein Ende nehmen sollten.

„Ich hatte mir das Erdschwein auf die Schultern geworfen und wollte eben den Heimweg einschlagen, als ich zu meinem Erstaunen bemerkte, daß der Gnustier, — nicht der, welcher mich belagert, sondern sein ehemaliger Gegner, — noch draußen auf der Ebene war, wo ich ihn zuletzt gesehen. Ich bemerkte indessen auch, daß er sich immer noch in halb liegender, halb knieender Stellung befand und den Kopf dicht auf den Boden herabhängen ließ.

„Seine seltsamen Bewegungen schienen sonderbarer als sonst Etwas. Ich glaubte, er sei von

seinem Gegner schwer verwundet worden und nicht im Stande, wieder hinwegzukommen.

„Anfangs getraute ich mir nicht, mich ihm zu nähern; — denn ich gedachte an mein so eben erst mit genauer Noth bewirktes Entkommen, — und wollte ihm lieber weit aus dem Wege gehen und ihn liegen lassen. Selbst wenn er auch verwundet war, war er vielleicht immer noch stark genug, um einen Angriff auf mich zu machen, und meine abgeschossene Flinte war, wie ich schon erfahren, eine sehr armselige Vertheidigungswaffe.

„Ich zögerte daher, mich ihm zu nähern, die Neugier aber ward stark in mir, als ich seinen sonderbaren Manövers noch eine Weile zugesehen hatte, bis ich mich endlich der Stelle, auf welcher er knieete, bis auf etwa zwölf Schritte näherte. Man denke sich mein Erstaunen, als ich nun die Ursache seiner schiefen Bewegungen entdeckte! Er hatte keinerlei Beschädigung erhalten, — nicht einmal einen Ritz; aber dennoch war er eben so vollständig gelähmt, als ob er sein bestes Paar Beine verloren hätte.

„Die Art und Weise, auf welche er die Fähigkeit, sich zu bewegen, verloren, war eine sehr eigenthümliche. In seinem Kampfe mit dem andern

Stiere war nämlich eines seiner Vorderbeine, ich weiß selbst nicht wie, über sein Horn hinweggeschnappt, und hier saß es fest und beraubte ihn nicht blos des Gebrauches des Beines selbst, sondern zwängte seinen Kopf auch so dicht auf den Boden nieder, daß er nicht im Stande war, sich von der Stelle zu rühren.

„Anfangs hatte ich die Absicht, ihm aus seiner schwierigen Lage zu helfen und ihn gehen zu lassen. Bei reiflicherer Ueberlegung gedachte ich jedoch der Fabel von dem Bauer und der erfrorenen Schlange, welche mich auf andere Ideen brachte.

„Ich hatte nun die Absicht, ihn zu tödten, um sein Fleisch für unsere Küche nutzbar zu machen. Ich hatte aber keine Kugel mehr im Rohre, und ihn mit dem Kolben todtschlagen wollte ich nicht. Ueberdies hatte ich auch an dem Erdschweine genug zu tragen und wußte, daß die Schakals den Stier, wenn ich ihn erschlüge, auffressen würden, ehe wir zurückkommen und ihn holen könnten. Deßhalb hielt ich es für wahrscheinlich, daß man ihn mit größerer Sicherheit lassen könnte, wo er lag, — da die gefräßigen Raubthiere sich ihm, so lange er lebendig war, doch nicht so leicht näherten.

„Deßhalb ließ ich ihn „mit dem Kopfe unter

dem Arme“ liegen, in der Hoffnung, daß wir ihn morgen noch dort finden.“

So endete die Geschichte, welche Hans von seinen an diesem Tage bestandenen Abenteuern erzählte.

Drittes Kapitel.

Der „Schlafbaum" des Elephanten.

Van Bloom war weit entfernt, mit seinem Tagewerke zufrieden zu sein. Sein erster Versuch mit der Elephantenjagd war mißglückt. Konnte dies nicht vielleicht immer so sein?

Trotz des Interesses, mit dem er Hans' Erzählung von den Abenteuern dieses Tages zugehört, fühlte er sich doch unbehaglich, wenn er an die seinen dachte.

Der Elephant war so leicht entkommen. Ihre Kugeln schienen ihm nicht im Mindesten geschadet zu haben. Sie hatten blos dazu gedient, ihn wüthend und gefährlich zu machen. Obschon Beide ihn an Stellen getroffen, wo die Wunden hätten tödtlich sein sollen, so hatte sich doch keine solche Wirkung

herausgestellt. Der Elephant schien so unversehrt davon zu gehen, als ob sie mit gekochten Erbsen auf ihn gefeuert hätten.

War das vielleicht immer so?

Allerdings hatten sie nur zwei Kugeln auf ihn abgeschossen. Zwei Kugeln bringen, wenn sie gut gezielt sind, ein Elephantenweibchen und zuweilen auch das Männchen zum Falle, weit öfter aber gehören zehn Mal zwei Kugeln dazu, ehe ein starker alter Elephant in das Gras beißt.

Ließ sich aber wohl voraussetzen, daß irgend ein Elephant warten würde, bis sie so viel Mal laden und feuern könnten?

Dies war für unsere angehenden Elephantenjäger ein noch unentschiedener Punkt. Mußte man diese Frage bejahen, so stand es allerdings schlimm mit ihnen. Es wäre eine höchst langweilige Aufgabe gewesen, dem Wilde zu Fuße nachzugehen, nachdem man einmal darauf geschossen. In solchen Fällen marschirt der Elephant gewöhnlich viele Meilen weit, ehe er wieder Halt macht, und nur Berittene können ihn mit Leichtigkeit einholen.

Wie seufzte van Bloom, wenn er an seine armen Pferde dachte! Jetzt mehr als je fühlte er ihren Mangel, und bedauerte daher auch jetzt mehr als je ihren Verlust.

Er hatte aber gehört, daß der Elephant nicht alle Mal fortläuft, wenn er angegriffen wird. Der alte Elephant, mit dem sie es zu thun gehabt, hatte auch wirklich gar keine Absicht verrathen, die Flucht zu ergreifen, nachdem er ihre Kugeln empfangen. Es war vielmehr das seltsame Benehmen Swartboy's, welches ihn verscheucht hatte. Ohne dieses hätte er ohne Zweifel Stand gehalten, bis sie ihm eine andere Salve und vielleicht die Todeswunde gegeben hätten.

Dieser letztere Gedanke tröstete den Boer. Vielleicht waren ein paar Stoßzähne dann der Lohn der vielen Mühe.

Die Hoffnung auf einen solchen Ausgang sowohl als die Unruhe, die ihn folterte, bestimmten van Bloom, keine Zeit zu verlieren, sondern sofort einen neuen Versuch zu machen. Am nächsten Morgen daher, ehe noch die Sonne aufgegangen war, befanden sich die Jäger wiederum auf der Fährte ihres riesigen Wildes.

Eine gewisse Vorsicht hatten sie gebraucht, an die sie vorher nicht gedacht. Sie Alle hatten gehört, daß eine gewöhnliche Bleikugel die zähe, dicke Haut des gewaltigen Kolosses nicht durchlöchert. Vielleicht war dies der Grund ihres mißglückten Versuchs am vorigen Tage. Wenn dem so war, so hatten sie sich dies Mal gegen die Wiederkehr des Mißlingens aus

dieser Ursache gesichert. Sie hatten sich eine neue Anzahl Kugeln von einem härteren Metall gegossen. Eigentlich hätte es Schlagloth sein sollen, aber dieses hatten sie nicht. Zufällig aber waren sie noch im Besitze von Etwas, was diesem Zwecke eben so gut diente — des alten „Geschirres“ nämlich, welches den Tisch des Boers in den Tagen seines Wohlstandes so oft geschmückt hatte. Es bestand aus Leuchtern, Lichtscheertellern, Schüsselstürzen und Essigmenagen und einer Menge anderer Gegenstände von ächtem holländischem Metall.

Einige dieser Artikel wurden zum Tode im Schmelztiegel verurtheilt und lieferten mit gewöhnlichem Blei vermischt eine Anzahl Kugeln, die hart genug selbst für die Haut des Rhinoceros waren — so daß nun die Jäger ein nochmaliges Mißlingen wegen allzuweicher Kugeln nicht mehr fürchteten.

Sie schlugen dieselbe Richtung ein, wie am Tage vorher, nämlich nach dem Walde oder „Busch“, wie sie es nannten.

Sie waren noch nicht eine Meile weit gegangen, als sie auf die fast noch frische Fährte von Elephanten stießen. Dieselbe führte durch das stärkste Dickicht des dornigen Dschungel, wo kein Geschöpf außer einem Elephanten, oder einem Rhinoceros, oder einem Menschen mit einer Axt sich hätte Bahn

brechen können. Es mußte eine ganze Familie, aus einem Männchen, einigen Weibchen und mehrern Jungen verschiedenen Alters bestehend, diesen Weg passirt sein. Sie waren eins hinter dem andern, den sogenannten Gänsemarsch gegangen, wie Elephanten gewöhnlich zu gehen pflegen, und hatten eine förmliche mehrere Fuß breite Gasse gebahnt, die völlig frei von Gebüsch und von ihren ungeheuern Füßen glatt getreten war. Der Alte, sagte Swartboy, war vorangegangen und hatte mittelst seines Rüssels und seiner Stoßzähne alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Dies war auch augenscheinlich der Fall gewesen, denn die Jäger sahen große abgebrochene Zweige und andere, die noch hingen, aber auf die Seite, aus dem Wege gebogen waren — gerade als ob es von Menschenhand geschehen wäre.

Swartboy versicherte ferner, daß solche Elephantenstraßen gewöhnlich nach dem Wasser führten, und zwar auf dem bequemsten und kürzesten Wege, als ob sie von einem geschickten Ingenieur vorgezeichnet und gebahnt worden wären, was den seltenen Instinkt oder Scharfsinn der Thiere beweis't.

Die Jäger erwarteten daher bald an irgend eine Tränke oder Schwemme zu kommen, aber es war eben so wahrscheinlich, daß die Fährte von dem Wasser herführte.

Sie waren ihr kaum eine Viertelmeile weit gefolgt, als sie auf eine zweite Straße ähnlicher Art stießen, welche sich mit der ersten kreuzte. Diese war ebenfalls von einer Anzahl Elephanten — höchst wahrscheinlich einer Familie — gebahnt worden und die Spuren waren eben noch so frisch als auf der, welcher die Jäger folgten.

Sie zögerten einen Augenblick und waren unschlüssig, welche sie einschlagen sollten, beschlossen aber endlich, immer weiter geradeaus zu gehen.

Zu ihrer großen Täuschung führte die Fährte endlich auf ein freieres Terrain heraus, wo die Elephanten sich zerstreut hatten, und nachdem sie die Spuren des Einen und dann des Andern ohne Resultat verfolgt hatten, wurden sie irre und verloren die Fährte gänzlich.

Während sie noch so bemüht waren, sie an einer Stelle, wo der Busch dünn und weitläufig war, wieder zu finden, rannte Swartboy plötzlich nach einer Seite hin und rief den Andern zu, ihm zu folgen. Van Bloom und Hendrik gingen ihm nach, um zu sehen, was er wolle. Sie glaubten, er habe einen Elephanten gesehen, und Beide hatten, durch diese Voraussetzung nicht wenig aufgeregt, schon die Futterale von ihren Kugelbüchsen gezogen.

Es war aber kein Elephant da. Als sie

Swartboy einholten, stand er unter einem Baume, und zeigte am Fuße desselben auf den Boden.

Die Jäger schaueten hin. Sie sahen, daß der Boden auf der einen Seite des Baums zusammengetreten war, als ob Pferde oder andere Thiere lange Zeit hier angebunden gewesen wären und den Rasen zerscharrt und mit ihren Hufen in Staub verwandelt hätten. Die Rinde des Baumes — einer schönen schattenreichen Akazie — war eine Strecke hinauf an der einen Seite ganz glatt, gerade als ob große Thiere sich heftig daran gerieben hätten.

„Was ist das?" fragten Hendrik und sein Vater wie aus Einem Munde.

„Das ist des Elephanten Schlafbaum," entgegnete Swartboy.

Es bedurfte keiner weitern Erklärung. Die Jäger besannen sich auf das, was ihnen von der sonderbaren Gewohnheit des Elephanten erzählt worden, sich im Schlafe an einen Baum zu lehnen. Dies war also einer der Schlafbäume dieser Thiere.

Aber was nützte ihnen dies weiter, als daß dadurch die Neugier befriedigt ward? Der Elephant war ja nicht da.

„Der alte Kerl wird schon wiederkommen," sagte Swartboy.

„Ha, glaubst Du das?" fragte van Bloom.

„Ja, Baas, schaut doch her. Die Spur ist noch ganz frisch — der große Elephant hat gestern hier geschlafen."

„Nun, meinst Du denn, wir sollen hier warten und ihn niederschießen, wenn er wiederkommt?"

„Nein, Baas, wir können etwas Besseres thun als Schießen — wir wollen ihm ein Bett machen, und dann warten und sehen, wie er sich niederlegt."

Swartboy feixte, während er diesen Rath ertheilte.

„Wir sollen ihm ein Bett machen? Was soll das heißen?" fragte sein Herr.

„Ich sage Euch, Baas, wir bekommen den Elephanten ganz gewiß, wenn Ihr nur Swartboy machen laßt. Ich sage Euch, wir fangen ihn — ohne Kugel, ohne Blei."

Der Buschmann begann hierauf sich über seinen Plan näher auszusprechen, und sein Herr gab — des mißlungenen Versuchs von gestern eingedenk — sofort seine Zustimmung dazu. Zum Glück hatten sie alle Werkzeuge bei sich, die zur Ausführung dieses Planes nothwendig waren — eine scharfe Axt, einen langen Riemen von Thierhaut und ihre Messer — und sie begannen sofort und ohne Zeitverlust sich an die Arbeit zu machen.

Viertes Kapitel.

Wie man dem Elephanten das Bett macht.

Für unsere Jäger war die Zeit ein wichtiger Punkt. Wenn der Elephant heute zurückkehrte, so geschah es jedenfalls noch vor den heißesten Mittagsstunden. Sie hatten deßhalb kaum noch eine Stunde Zeit, um ihre Anstalten zu treffen oder ihm „das Bett zu machen," wie Swartboy es scherzhafter Weise nannte. Deßhalb gingen sie rasch an's Werk. Der Buschmann agirte als Generaldirector, während die beiden Andern seine Befehle mit dem blindesten Gehorsam ausführten.

Die erste Arbeit, welche Swartboy ihnen anwies, war, drei Pfähle von hartem Holze abzuschneiden und zuzurichten. Sie sollten jeder ungefähr drei Fuß lang, so dick wie ein Mannesarm und an einem

Ende zugespitzt sein. Diese drei Pfähle waren bald herbeigeschafft. Das Eisenholz (Olea undulata), welches in der nächsten Umgebung in großer Menge wuchs, lieferte gerade das passende Material, und nachdem man drei Stücken von hinreichender Länge mit der Axt abgehauen, wurden sie mit den Messern zugespitzt.

Mittlerweile war Swartboy nicht müssig gewesen. Erstens hatte er mit seinem Messer ein großes Stück Rinde von dem Elephantenbaume an der Seite, an welche das Thier gewohnt gewesen sich zu lehnen, und ungefähr drei Fuß hoch über dem Boden, abgeschnitten. Dann machte er mit der Axt eine tiefe Kerbe an der Stelle, wo er die Rinde abgelös't — nämlich eine Kerbe, welche das Umfallen des Baumes zur Folge gehabt haben würde, wenn man ihn sich selbst überlassen hätte. Dies war aber nicht der Fall, denn ehe Swartboy mit seiner Arbeit so weit gekommen war, hatte er Maßregeln getroffen, um ein solches Umfallen zu verhüten. Er hatte nämlich den Baum gestützt, indem er den langen Lederriemen an den obern Aesten der entgegengesetzten Seite befestigte, und dann an den Aesten eines zweiten Baumes, der in dieser Richtung stand.

Auf diese Weise ward der Elephantenbaum nur durch den Riemen am Umfallen gehindert, und ein

leichter Ruck in der Richtung des Letztern mußte ihn sofort umwerfen.

Swartboy legte nun das abgeschnittene Stück Rinde wieder auf, und nachdem er die abgefallenen Späne sorgfältig gesammelt, hätte Niemand ohne ganz genaue Besichtigung wissen können, daß der Baum jemals die Schneide einer Axt gefühlt.

Es blieb aber auch noch eine zweite Operation auszuführen — nämlich das Aufpflanzen der von van Bloom und Hendrik zugerichteten Pfähle. Um diese fest einzusetzen, mußten tiefe Löcher gemacht werden.

Swartboy war aber gerade der rechte Mann, um ein Loch zu machen, und in weniger als zehn Minuten hatte er drei fertig, die jedes über einen Fuß tief und deren Weite kaum einen halben Zoll mehr betrug, als die Stärke der Pfähle.

Der Leser wird fragen, wie er das machte. Wir würden natürlich, wenn wir ein Loch graben sollten, einen Spaten zur Hand nehmen und das Loch nothwendiger Weise eben so breit machen als der Spaten selbst wäre. Swartboy aber hatte keinen Spaten und würde sich auch eines solchen nicht bedient haben, selbst wenn er einen gehabt hätte, denn dieser würde die Löcher für seinen Zweck zu groß gemacht haben. Swartboy bohrte vielmehr

die Löcher und bediente sich dazu blos eines kleinen spitzigen Stockes. Mit diesem lockerte er erst die Erde innerhalb eines vorgezeichneten Zirkels der angemessenen Größe. Dann nahm er die gelös'te Erde weg, warf sie bei Seite und bediente sich der Spitze des Bohrstockes wie zuvor, warf die ausgebohrte Erde immer bei Seite und fuhr so fort, bis das enge Loch hinreichende Tiefe erlangt hatte. Auf diese Weise bohrte Swartboy die Löcher.

Sie bildeten gegen einander ein Dreieck nicht weit vom Fuße des Baumes, aber an der Seite, welche der entgegengesetzt war, auf welcher der Elephant stand, im Fall er wieder hierher zurückkehrte.

In jedes dieser Löcher steckte nun Swartboy einen Pfahl mit dem dicken Ende nach unten und der Spitze nach oben. Einige kleine Kiesel und etwas Erde, die er an den Seiten hineinstopfte, keilten die Pfähle so fest hinein, als ob sie hier gewachsen wären.

Die Pfähle wurden nun mit weicher Erde beschmiert, um die weiße Farbe des Holzes zu verbergen. Die abgefallenen Späne wurden zusammengelesen und alle Spuren der Arbeit vollständig vertilgt. Nachdem dies geschehen, entfernten sich die Jäger von dem Platze.

Sie gingen nicht weit, sondern wählten einen

großen dichtbelaubten Baum auf der Windseite, kletterten alle drei hinauf und verbargen sich in den Aesten.

Van Bloom hielt sein langes Feuerrohr bereit, und Hendrik that dasselbe mit seiner kürzeren Kugelbüchse. Im Fall die von Swartboy so sinnreich gestellte Falle ihren Zweck verfehlte, beabsichtigten sie von ihren Feuergewehren Gebrauch zu machen, außerdem aber nicht.

Es war jetzt ziemlich Mittag, und die Hitze war außerordentlich groß. Ohne den Schatten, den ihnen das Laub des Baumes gewährte, würden die Jäger sie kaum zu ertragen vermocht haben. Swartboy zog aus diesem Umstande einen für ihr Unternehmen sehr günstigen Schluß. Die große Hitze veranlaßte sicherlich eher als irgend etwas Anderes den Elephanten, seinen Lieblingsschlafplatz im kühlen Schatten des Kameeldorns recht bald aufzusuchen.

Es war nun gerade Mittag. Er könne nicht lange mehr ausbleiben, dachten sie.

Und er kam auch allerdings und zwar sehr bald.

Sie saßen noch nicht zwanzig Minuten auf dem Baume, als sie ein seltsames gurgelndes Geräusch hörten, welches, wie sie wußten, vom Magen des Elephanten ausging.

Einen Augenblick später sahen sie ihn aus dem

Dschungl herauskommen und mit raschen Schritten gerade auf den Baum zumarschiren. Er schien keine Gefahr zu ahnen, sondern stellte sich sofort neben den Stamm der Akazie, gerade in der Stellung und auf die Seite, wie Swartboy vorausgesagt. Aus der Spur hatte der Buschmann ersehen, daß er gewohnt war, so zu stehen.

Sein Kopf war von den Jägern abgewendet, doch nicht so sehr, daß sie verhindert gewesen wären, ein Paar prachtvolle Stoßzähne zu sehen, die wenigstens sechs Fuß lang waren.

Während sie noch bewundernd diese reichen Trophäen betrachteten, sahen sie das Thier seinen Rüssel in die Höhe richten und eine große Masse Wasser in die Blätter hinaufspritzen, so daß es dann in hellen Tropfen auf seinen Körper herunterfiel.

Swartboy sagte, er zöge dieses Wasser aus seinem Magen. Obschon dies naturforschende Stubengelehrte in Abrede stellen, so mußte es doch so sein, denn nicht lange darauf wiederholte er diese Operation mehrmals, und die Quantität des Wassers war bei jeder Entladung eben so groß wie zuvor. Es war klar, daß sein Rüssel, so umfangreich derselbe auch war, nicht die ganze Wassermasse in sich enthalten haben konnte.

Dieses Regenbad schien ihn sehr zu erquicken,

und die Jäger wunderten sich durchaus nicht darüber, denn sie selbst würden vor Durst und Hitze fast verschmachtend an so Etwas großen Geschmack gefunden haben. So wie die krystallenen Tropfen von den Akazienblättern herunterfielen, ließ das riesige Thier ein leises Grunzen hören, welches inniges Behagen ausdrückte. Die Jäger hofften, daß dies das Vorspiel zu seinem Schlafe wäre, und belauerten ihn mit der größten Aufmerksamkeit.

Diese Hoffnung war auch in der That begründet.

Während sie so dasaßen und hinschauten, bemerkten sie, daß der Kopf des Elephanten sich ein wenig senkte; seine Ohren hörten auf zu klatschen, sein Schweif hing regungslos herab, und sein jetzt um die Stoßzähne gewundener Rüssel verhielt sich vollkommen ruhig.

Die Jäger verwandten kein Auge von ihm. Jetzt sehen sie seinen Körper ein wenig auf die Seite neigen — jetzt berührt er den Baum — man hört ein lautes Krachen, auf welches ein verworrenes Knistern von brechenden Zweigen folgt, und der ungeheure schwarze Körper des Elephanten stürzt seitwärts nieder. In demselben Augenblicke übertäubt ein furchtbares Gebrüll jeden andern Ton, so daß der Wald widerhallt und die Blätter zu erzittern

scheinen. Dann folgt ein verworrenes Stöhnen mit dem Geräusch brechender Zweige gemischt und dem Sträuben und Arbeiten des riesigen Thieres, welches mit seinen säulenähnlichen Beinen im Todeskampfe wild um sich stößt!

Die Jäger bleiben auf dem Baume sitzen. Sie sehen, daß der Elephant gestürzt, daß er gepfählt ist. Es bedarf jetzt ihrer kleinlichen Waffen nicht mehr. Ihr Wild hat bereits die Todeswunde empfangen. Der Kampf ist von kurzer Dauer. Das schmerzliche Athmen, das dem Tode vorangeht, röchelt durch den langen Rüssel, und dann folgt ein tiefes, vielsagendes Schweigen.

Die Jäger springen vom Baume herab und nähern sich dem Thiere. Sie sehen, daß es noch auf den furchtbaren Pallisaden liegt, in die es hineingestürzt ist. Die Pfähle haben ihre Bestimmung glänzend erfüllt. Der Elephant athmet nicht mehr. Er ist todt!

* *
*

Das Ausschneiden der prachtvollen Stoßzähne nahm eine Stunde Zeit in Anspruch. Aber unseren Jägern kam es darauf nicht an, und sie freueten sich um so mehr, Jeder eine schwere Ladung zu finden — so viel als eben ein Mann tragen konnte.

Van Bloom nahm den einen auf die Schulter,

Swartboy den andern, während Hendrik sich mit den Büchsen und andern Werkzeugen belud. So kehrten alle drei, den Kadaver des Elephanten an Ort und Stelle liegen lassend, triumphirend in das Lager zurück.

Fünftes Kapitel.

Die wilden Esel Afrika's.

Ungeachtet des glücklichen Erfolges ihres Tagewerks war van Blooms Gemüth doch noch nicht ruhig. Sie hatten ihre Beute richtig in die Gewalt bekommen, das war allerdings wahr; aber auf welche Weise? Ihr Erfolg war ein bloßer Zufall und gab ihnen keine Bürgschaft für das, was sie in Zukunft zu erwarten hätten. Sie konnten weit gehen müssen, ehe sie wieder einen Schlafbaum der Elephanten ausfindig machten und einen so leichten Fang wiederholen konnten.

Von dieser Art waren die nicht sehr angenehmen Betrachtungen unseres Freundes am Abend der Rückkehr von der erfolgreichen Jagd.

Noch weniger angenehm waren sie zwei Wochen

später beim Rückblick auf manche erfolglose Jagd, von welcher sie nach Hause zurückgekehrt waren, als sie, nachdem sie zwölf Tage lang den Elephanten nachgegangen, ihre Sammlung blos mit einem einzigen Paar Zähne vermehrt hatten, und zwar obendrein mit den Stoßzähnen einer Elephantenkuh, die kaum zwei Fuß lang und von geringem Werthe waren.

Diese Betrachtungen waren um so peinlicher, als sie fast jeden Tag auf Elephanten gestoßen und mehrere Schüsse auf diese Thiere abgefeuert hatten. Sie schienen sich daraus nicht das Mindeste zu machen, im Gegentheil lehrte es den Jäger blos, wie leicht sie ihm entrinnen konnten, was sie unabänderlich thaten. Es lehrte ihn, wie wenig Aussicht er hatte, solches Wild zu erlegen, so lange er ihm nur zu Fuße folgen konnte.

Der Fußjäger ist dem Elephanten gegenüber zu sehr im Nachtheile. Einen Elephanten zu beschleichen und vielleicht einen Schuß auf ihn abzufeuern, ist ziemlich leicht; wenn aber das Thier durch das dichte Dschungl davontrabt, dann ist es eine langweilige Aufgabe, ihm zu folgen. Er geht vielleicht Meilen weit, ehe er wieder Halt macht, und selbst wenn der Jäger ihn einholen sollte, so geschieht es vielleicht blos, um einen zweiten Schuß abzufeuern

und das Wild abermals in den Büschen verschwinden zu sehen, vielleicht um seine Fährte auf immer zu verlieren.

Der berittene Jäger dagegen hat den Vortheil, daß sein Pferd den Elephanten einholen kann, und es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Thieres, daß es in dem Augenblicke, wo es findet, daß sein Feind, möge er sein, wer er wolle, dies thun kann, es verschmäht, noch weiter zu laufen, sondern sofort Stand hält, so daß der Jäger dann so viele Schüsse abfeuern kann, als ihm beliebt.

Hierin liegt der Hauptvortheil des Jägers zu Pferde. Ein zweiter Vortheil ist die Sicherheit, welche das Pferd bietet, indem es den Reiter in den Stand setzt, den Angriffen des zornigen Elephanten auszuweichen.

Kein Wunder, daß van Bloom nach einem Pferde seufzte. Kein Wunder, daß er sich über den Mangel an diesem edeln Begleiter grämte, der ihm bei der Jagd so wichtige Dienste geleistet haben würde.

Er grämte sich jetzt darüber um so mehr, als er nun den Distrikt kennen gelernt und ihn von so zahlreichen Elephanten bevölkert gefunden. Trupps von hundert Stück waren gesehen worden, und zwar weit entfernt, scheu zu sein oder Lust zu verrathen,

nach ein paar Schüssen die Flucht zu ergreifen. Vielleicht hatten sie noch nie den Knall eines Feuerrohrs gehört, ehe der von der Kugelbüchse unseres Freundes an ihre unförmlichen Ohren schlug.

Mit einem Pferde hätte van Bloom, wie er überzeugt war, viele erlegen und eine bedeutende Masse werthvolles Elfenbein erlangen können. Ohne ein Pferd dagegen waren seine Aussichten, seinen Plan durchzuführen, sehr dürftig. Es war höchst wahrscheinlich, daß seine Hoffnungen in Täuschung enden würden.

Dies fühlte er lebhaft. Die glänzenden Aussichten, an denen er sich so zuversichtlich geweidet, umwölkten sich, und Furcht vor der Zukunft begann wieder sich seiner zu bemächtigen. Er würde, dachte er, in dieser Wildniß blos seine Zeit vergeuden. Seine Kinder würden ohne Bücher, ohne Erziehung, ohne Gesellschaft aufwachsen. Wenn er plötzlich aus dem Leben abgerufen ward, was sollte dann aus ihnen werden? Sein kleines, schönes Trudchen war dann wenig besser daran als eine kleine Wilde; seine Söhne wurden nicht im Scherz, wie er sie zu nennen pflegte, sondern in der That und Wahrheit ein Kleeblatt von „Buschknaben."

Wiederum erfüllten diese Gedanken das Herz des Vaters mit Schmerz. O, was hätte er in die-

sem Augenblicke nicht für ein Paar Pferde gegeben, hätten sie auch noch so viel zu wünschen übrig gelassen!

Während van Bloom diesen Betrachtungen nachhing, saß er auf dem großen Nwanabaume auf der Platform, die auf der nach dem See gehenden Seite erbaut worden und von wo man eine vollständige Aussicht auf das Wasser genoß. Von diesem Punkte hatte man aber auch eine schöne Aussicht auf das Land, welches östlich von dem See lag. In einiger Entfernung war es bewaldet, näher nach dem See zu aber lag eine grasige Ebene vor dem Auge ausgebreitet wie eine grüne Wiese.

Die Augen des Jägers waren dieser Ebene zugewendet und sein Blick fiel plötzlich auf einen Trupp Thiere, welche den freien Platz überschritten und sich dem See näherten. Es waren große Thiere, beinahe von der Form und Größe kleiner Pferde — und marschirten eins hinter dem andern, so daß sie von Weitem fast den Anblick einer Karavane darzubieten schienen. Es waren ungefähr fünfzig Stück und sie gingen langsam und ruhig, wie unter der Aufsicht und Leitung eines klugen Anführers. Wie ganz verschieden war ihr Gang von den wunderlichen, launenhaften Bewegungen der Gnus!

Individuell genommen, hatten sie einige Aehn-

lichkeit mit diesen letztgenannten Thieren, namentlich in der Form ihrer Leiber und Schweife, in ihrer Farbe und in den tigerähnlichen Streifen, die man an Hals und Schulter wahrnahm. Diese Streifen waren genau von der Form, wie die des Zebra's, aber weit weniger deutlich, und erstreckten sich nicht auf den Leib oder die Beine, wie es bei dem ächten Zebra der Fall ist. Hinsichtlich der Farbe im Allgemeinen und in einigen anderen Beziehungen erinnerten diese Thiere an den Esel, ihr Kopf, Hals und der Obertheil ihres Rumpfes aber war von dunklerer Farbe und hatte einen leichten Anflug von röthlichem Braun. In der That hatten die neuen Ankömmlinge Aehnlichkeit mit allen Gattungen — dem Pferde, dem Esel, dem Gnu und dem Zebra — und dennoch unterschieden sie sich von jeder derselben.

Mit dem Zebra hatten sie die meiste Aehnlichkeit, denn sie waren in der That eine Art Zebra — sie waren nämlich Quagga's. Neuere Naturforscher haben die Equidae oder Pferdefamilie in zwei Genera getheilt: das Pferd (equus) und den Esel (asinus). Die Hauptunterscheidung hierbei ist, daß die der Pferdegattung angehörigen Thiere lange Mähnen, volle Schweife und harzige Verhärtungen sowohl an den Hinter- als auch an den Vorderbei-

nen haben, während im Gegentheil die Esel kurze, dürftige und aufrechtstehende Mähnen, dünne, nur am Ende mit langen Haaren versehene Schweife haben und ihren Hinterfüßen jene Verhärtungen fehlen. An den Vorderbeinen jedoch findet man diese eben so wie bei den Pferden.

Obschon es viele Varietäten des Pferdegeschlechts giebt, so sind sie doch an diesen charakteristischen Kennzeichen leicht zu erkennen — von dem großen Londoner Karrengaule an bis herab zu seinem winzigen kleinen Vetter, dem Pony von Schottland.

Die Varietäten des Esels sind fast eben so zahlreich, obschon diese Thatsache nicht allgemein bekannt ist.

Erstens haben wir den gemeinen Esel (Asinus vulgaris), den Typus des Geschlechts, und von diesem giebt es in verschiedenen Ländern viele Racen, von welchen einige fast eben so zierlich aussehen und eben so hoch geschätzt werden als Pferde.

Zunächst kommt dann der „Onagra,“ „Kulan“ oder „wilde Esel“ (A. onager), von welchem man glaubt, er sei der Stammvater der gemeinen Art. Dieser ist in Asien einheimisch, obschon man ihn auch in den nördlichen Gegenden Afrika's antrifft. Ferner giebt es den „Dziggetai“ oder „großen, wilden Esel“ (A. hemionus) in Central- und Südasien, und

eine andere, kleinere Gattung, den „Ghur“ (A. Hamar), den man in Persien findet. Ferner giebt es den „Kiang“ (A. kiang), den man in Ladakh antrifft, und den „Yo — to — tse“ (A. equulus), welcher ein Bewohner der chinesischen Tatarei ist.

Alle diese sind asiatische Gattungen, die man in wildem Zustande findet und welche an Farbe, Größe, Form und selbst an Lebensweise von einander sehr verschieden sind. Viele davon haben eine sehr zierliche Gestalt und sind so schnell wie die schnellsten Pferde.

Wir können, da wir hier keine Naturgeschichte, sondern einen Jagd = und Thierroman schreiben, nicht auf eine Schilderung einer jeden einzelnen dieser Gattungen eingehen, sondern müssen unsere Bemerkungen mehr auf die beschränken, die eigentlich hier in Frage kommt — die wilden Esel Afrika's.

Von diesen giebt es sechs oder sieben Arten — vielleicht noch mehr. Erstens giebt es den wilden Esel (A. onager), der, wie schon gesagt, in Asien bis in die nordöstlichen an den erstgenannten Continent angrenzenden Länder Afrika's angetroffen wird.

Dann kommt das „Kumrah,“ von welchem man sehr wenig weiß, ausgenommen daß es die Länder von Nordafrika bewohnt und in seiner Lebensweise, im Gegensatz zu den meisten andern Gattungen, ein=

sam ist. Das Kumrah ist als ein wildes Pferd beschrieben worden, gehört aber höchst wahrscheinlich zu dem Genus asinus.

Noch giebt es vier andere Gattungen von wilden Eseln in Afrika — wilde Pferde werden sie zuweilen genannt — und eine fünfte, von welcher die Reisenden erzählen, die aber noch unbestimmt ist. Diese Gattungen haben in Bezug auf Form, besondere Bezeichnung ihres Körpers, Größe und allgemeine Eigenschaften so viel Aehnlichkeit mit einander, daß man sie unter dem Namen der Zebrafamilie in Eine Klasse begreifen kann. Erstens gehört dazu das ächte Zebra (Equus zebra), vielleicht das schönste aller vierfüßigen Thiere, von welchem wir keine Beschreibung zu geben brauchen. Zweitens das „Dauw“ oder „Burchell's Zebra,“ wie es häufiger genannt wird (E. Burchellii). Drittens das „Congo Dauw“ (E. hippotigris), welches von dem Dauw kaum zu unterscheiden ist. Viertens das Quagga (E. quagga), und fünftens die unbestimmte Gattung, die unter dem Namen des „weißen Zebra“ (E. Isabellinus) bekannt ist, und wegen seiner blaßgelben oder Isabellenfarbe diese Benennung erhalten hat.

Diese fünf Gattungen stehen augenscheinlich in naher Verwandtschaft zu einander und alle sind mehr oder weniger mit den eigenthümlichen Querstreifen

bezeichnet, welche das wohlbekannte charakteristische Merkmal des Zebra sind. Selbst das Quagga ist an Kopf und den oberen Theilen seines Körpers auf diese Weise gestreift.

Das eigentliche Zebra ist von der Spitze der Nase bis auf die Hufen gestreift und die Streifen sind durchgehends schwarz, während die Grundfarbe beinahe weiß, oder blaßgelb ist. Die „Dauws" andererseits sind an den Beinen nicht gestreift. Die Streifen sind nicht so dunkel und nicht so scharf gezeichnet, und die Grundfarbe ist nicht so rein und sauber.

Uebrigens sind diese drei Gattungen einander sehr ähnlich und es ist mehr als wahrscheinlich, daß entweder „Burchell's" oder das „Congo Dauw" die Spezies war, auf welche der Name Zebra zuerst angewendet ward, denn das, welches jetzt das „ächte Zebra" genannt wird, bewohnt jene Theile Afrika's, wo es weniger wahrscheinlich ist, daß es das zuerst beobachtete von diesem Genus gewesen sei. Auf alle Fälle ist das „Congo Dauw" der „Hippotigris", oder das Tigerpferd der Römer; dies schließen wir daraus, weil es einen nördlicheren Theil Afrika's bewohnt als die übrigen, die sämmtlich der südlichen Hälfte dieses Continents angehören. Die Heimath des Zebra's soll sich nördlich bis Abyssinien erstrecken,

vielleicht aber hat man das Congo Dauw, welches Abyssinien allerdings bewohnt, fälschlich für das ächte Zebra gehalten.

Von den vier Gattungen in Südafrika ist das Zebra ein Gebirgsthier und wohnt unter den Felsenhöhen, während das Dauw und Quagga auf den Ebenen und in den Wüsten umherschwärmen. In ähnlichen Situationen hat man auch das „weiße Zebra" beobachtet, obschon dies nur von dem Reisenden Le Vaillant geschehen ist, und daher rührt der Zweifel an seiner Existenz als einer besondern Gattung.

Keine von diesen verschiedenen Arten vermischt sich mit der andern, obschon jede sich zu anderen Thieren gesellt. Das Quagga leistet dem Gnu Gesellschaft, das „Dauw" dem gestreiften Gnu, während der riesige Strauß mitten in den Heerden beider einherstolzirt.

Es herrscht ein großer Unterschied in dem Wesen und den Eigenschaften der verschiedenen Gattungen. Das Gebirgszebra ist sehr scheu und wild; das Dauw ist unzähmbar, während das Quagga von schüchterner, gelehriger Art ist und sich leicht zum Reiten und Fahren abrichten läßt.

Der Grund, weßhalb dies nicht schon längst geschehen ist, liegt darin, daß die südafrikanischen

Farmer Pferde in Ueberfluß haben und deßhalb das Quagga als Last- oder Zugthier nicht bedürfen.

Obschon aber van Bloom als Farmer niemals daran gedacht hatte, ein Quagga zu dressiren, so dachte doch van Bloom, der Jäger, jetzt sehr stark daran.

Sechstes Kapitel.

Plan zum Einfangen der Quagga's.

Bis jetzt hatte van Bloom es fast verschmäht, von den Quagga's Notiz zu nehmen. Er wußte, was es für Thiere wären und hatte oft schon eine Heerde derselben, — vielleicht dieselbe, — sich dem See nähern und trinken sehen. Weder er noch irgend Jemand von seinen Leuten hatte sie belästigt, obschon sie viele hätten erlegen können. Sie wußten, daß das gelbe, ölige Fleisch dieser Thiere nicht zum Essen taugt und nur von den hungrigen Eingeborenen verzehrt wird, so wie daß ihre Haut, obschon man dieselbe zuweilen zu Getreidesäcken und anderen gewöhnlichen Zwecken verwendet, von sehr geringem Werthe ist. Aus diesen Gründen hatten sie diese Thiere ruhig kommen und gehen lassen. Sie wünschten

4*

nicht Pulver und Blei an sie zu verschwenden, eben so wenig wie es in ihrer Absicht lag, so harmlose Geschöpfe muthwillig zu tödten.

Jeden Abend hatten daher die Quagga's an dem kleinen See getrunken und waren wieder fortgegangen, ohne das mindeste Interesse zu erwecken.

Nicht so aber war es bei dieser Gelegenheit. Ein großartiger Plan beschäftigte jetzt van Blooms Gedanken. Der Trupp Quagga's bekam plötzlich eine Wichtigkeit, als ob es eine Heerde Elephanten gewesen wäre, und der Boer war auf seine Füße gesprungen und stand da und schaute sie an, während seine Augen vor Freude und Bewunderung funkelten.

Er bewunderte ihre schön gestreiften Köpfe, ihre feisten, wohlgerundeten Leiber, ihre schlanken, zierlichen Beine, — kurz, er bewunderte Alles an ihnen, — Größe, Farbe und Bau. Noch niemals waren ihm Quagga's so schön erschienen.

Aber woher rührte diese plötzliche Bewunderung der sonst so verachteten Quagga's? Denn verachtet werden sie von dem Capfarmer, der sie blos schießt, um mit ihrem Fleische die ihm dienenden Hottentotten zu beköstigen. Warum waren sie so plötzlich bei van Bloom in Gunst gekommen? Dies wird der Leser begreifen, sobald er die Gedanken erfährt, welche

dem Veeboer in diesem Augenblicke im Kopfe herumgingen.

Es waren ungefähr folgende:

Könnte nicht eine Anzahl dieser Thiere eingefangen und abgerichtet werden? — Warum nicht? Könnten sie nicht vielleicht zum Reiten abgerichtet werden? Warum nicht? Könnte man sich ihrer nicht zur Elephantenjagd bedienen, gerade wie der Pferde? Warum nicht?

Diese drei Fragen legte van Bloom sich vor. Eine halbe Minute genügte, sie alle bejahend zu beantworten. Es lag weder etwas Unmögliches, noch etwas Unwahrscheinliches in irgend einem dieser drei Projekte. Es war klar, daß die Sache geschehen konnte und zwar ohne Schwierigkeit.

Eine neue Hoffnung tauchte in dem Herzen des Boers auf und wiederum strahlte sein Gesicht vor Freude.

Er theilte seine Idee sowohl dem Buschmanne als den „Buschknaben" mit, und Alle schenkten ihr vollen Beifall und wunderten sich blos, daß Keiner von ihnen schon lange daran gedacht.

Und nun entstand die Frage, auf welche Weise die Quagga's eingefangen werden sollten. Dies war der erste Punkt, welcher zu erledigen war, und alle Vier, van Bloom selbst, Hans, Hendrik und Swart-

boy setzten sich nieder, um einen Plan zur Erreichung dieses Zieles zu ersinnen.

Natürlich konnten sie jetzt gerade noch Nichts thun und man ließ deßhalb die Heerde, welche zur Tränke gekommen, friedlich wieder ziehen. Die Jäger wußten, daß die Thiere den nächsten Tag ungefähr um dieselbe Stunde wiederkommen würden, und ihre Rückkehr war es daher, welcher sich die Gedanken Aller zuwendeten.

Hendrik rieth zum sogenannten Zeichnen, mit welchem Ausdrucke man das Verfahren benennt, welchem zufolge man dem Thiere eine Kugel durch den obern Theil des Halses in der Nähe des Widerrists schießt. Auf diese Weise kann man das Quagga niederwerfen und einfangen. Der Schuß tödtet, wenn er richtig gezielt ist, das Thier durchaus nicht. Es erholt sich bald wieder und kann mit leichter Mühe abgerichtet werden, obschon sein Muth gewöhnlich gleichzeitig gebrochen ist. Es wird niemals wieder was es früher gewesen. Hendrik verstand sich auf diese Methode. Er hatte sie von den jagenden Boers oft in Anwendung bringen sehen. Er kannte die Stelle, wo die Kugel treffen muß, und glaubte, er könne einen solchen Schuß mit Sicherheit thun.

Hans erklärte jedoch diese Methode für eine zu grausame. Man konnte vielleicht viele Quagga's

tödten, ehe man eines erlangte, welches an der rechten Stelle getroffen war. Ueberdies ward dabei Pulver und Blei verschwendet, was auch wohl zu berücksichtigen war. Warum konnten sie die Thiere nicht lieber in Schlingen fangen? Er hatte davon gehört, daß man so großen Thieren wie Quagga's oft Schlingen legte und auf diese Weise deren viele finge.

Hendrik konnte sich mit der Idee, Schlingen zu legen, nicht befreunden. Vielleicht bekämen, meinte er, sie auf diese Weise ein einziges Thier, — das vorderste der Heerde, alle übrigen aber würden, wenn sie sähen, daß der Anführer gefangen wäre, davon rennen und nicht wieder an den See zurückkehren. Wo sollten sie dann die Schlinge legen, um ein zweites zu fangen? Es könnte lange dauern, ehe sie eine andere Tränke dieser Thiere fänden, wogegen sie auf den Ebenen sie zu jeder Zeit beschleichen und auf die angegebene Weise schießen könnten.

Nun rückte Swartboy mit seinem Plane heraus. Er schlug eine Fallgrube vor. Dies war die Art und Weise, auf welche die Buschmänner am gewöhnlichsten große Thiere fingen, und Swartboy verstand vollkommen, wie man eine Fallgrube für Quagga's anzulegen hatte.

Hendrik erhob hiergegen fast dieselben Einwen-

dungen, wie gegen die Schlinge. Das vorderste der Quagga's, meinte er, könne allerdings vielleicht gefangen werden, die Andern aber würden nicht so dumm sein, ebenfalls in die Falle zu gehen, nachdem ihr Anführer hineingestürzt sei. Ganz gewiß würden sie davongaloppiren und nie wieder diesen Weg kommen.

Wenn es des Nachts geschehen könnte, gab Hendrik zu, so sei es etwas Anderes. In der Dunkelheit könnten mehrere in die Falle stürzen, ehe sie durch das Schicksal des ersten gewarnt würden. Doch nein, — die Quagga's waren stets bei Tage zur Tränke gekommen, — blos eines konnte in der Falle gefangen werden und dann hielten sich die Andern aus Furcht gewiß für immer fern.

Das, was Hendrik sagte, wäre ganz richtig gewesen, wenn nicht eine merkwürdige Thatsache dagegen gesprochen hätte, welche van Bloom selbst bemerkt hatte, als die Quagga's an den See kamen, um zu trinken.

Diese Thatsache betraf den Umstand, daß die Thiere ein- wie allemal an der einen Stelle in das Wasser hinein und an einer andern wieder hinausgegangen waren. Natürlich war es ein bloser Zufall, daß sie dies thaten, und er hatte seinen Grund in der Beschaffenheit des Terrains.

Es war aber einmal so, und van Bloom hatte es bei mehreren Gelegenheiten beobachtet. Die Thiere näherten sich dem Wasser durch die schon beschriebene Schlucht und warteten, nachdem sie getrunken, einige Schritte weit an dem seichten Rande hin, um dann an einer zweiten durchbrochenen Stelle des Ufers wieder herauszugehen.

Die Kenntniß dieser Thatsache war von der größten Wichtigkeit, und Alle sahen dies sofort ein. Eine auf dem Wege, auf welchem die Thiere sich dem See näherten, angelegte Fallgrube hatte ohne Zweifel den von Hendrik vorausgesagten Erfolg, — eines der Thiere ward vielleicht gefangen und alle übrigen rannten erschrocken davon. Eine auf der wieder vom See hinwegführenden Stelle dagegen angelegte Fallgrube konnte ein ganz anderes Resultat zur Folge haben. Sobald die Quagga's mit Trinken fertig waren und gerade in dem Augenblicke, wo sie aus dem Wasser herausgingen, konnten die Jäger sich auf der entgegengesetzten Seite zeigen, den Trupp in rasche Bewegung setzen und in die Falle hineinjagen. Auf diese Weise konnte nicht blos eines, sondern eine ganze Grube voll mit einem Male gefangen werden.

Alles Dies erschien so thunlich, daß gar kein

anderer Vorschlag gemacht, sondern der wegen der Fallgrube sofort und einstimmig angenommen ward.

Es blieb nun weiter Nichts zu thun übrig, als die Grube zu graben, sie auf geeignete Weise zu bedecken und dann das Ergebniß abzuwarten.

Während der ganzen Zeit, wo das Einfangen der Quagga's besprochen ward, war die Heerde sichtbar geblieben und trieb sich spielend und springend auf der offenen Ebene herum. Für Hendrik, der seine Geschicklichkeit als Schütze gern gezeigt hätte, war es ein quälender Anblick. Der junge Jäger sah jedoch ein, daß es unklug sein würde, jetzt auf sie zu schießen, weil es sie abgehalten haben würde, wieder nach dem See zurückzukehren. Deßhalb bezwang er sich und beobachtete mit den Andern die Quagga's, die sie Alle mit einem Interesse betrachteten, welches sie noch nie zuvor bei dem Anblicke einer Heerde dieser Thiere empfunden.

Die Quagga's sahen Nichts von ihnen, obschon sie dem großen Nwanabaume ganz nahe waren. Die Jäger saßen oben unter den Zweigen, wohin es den Thieren nicht einfiel zu sehen, und rund um den Fuß des Baumes war Nichts zu bemerken, was ihnen Unruhe hätte verursachen können. Die Wagenräder waren schon längst im „Busche" untergebracht, theils um sie vor der Sonnenhitze zu schützen, theils auch,

weil oft allerlei Thiere sich dem Baume bis auf Schußweite näherten und auf diese Weise ohne Mühe erlegt werden konnten. Es waren kaum irgendwelche Spuren auf dem Boden zu sehen, welche das Vorhandensein eines „Lagers" auf dem Baume verrathen hätten, und es hätte Jemand sehr nahe vorbeigehen können, ohne die seltsame Luftwohnung der Jägerfamilie zu bemerken.

Alles Dies war von Seiten unseres Freundes mit gutem Vorbedacht so eingerichtet worden. Er kannte die Umgegend bis jetzt noch sehr wenig und wußte nicht, ob dieselbe nicht noch weit schlimmere Feinde beherbergte als Hyänen oder Löwen.

Während die Jäger so dasaßen und den Manövers der Quagga's zusahen, machte eines derselben eine Bewegung, die eigenthümlicher war, als irgend eine, welche sie bis jetzt beobachtet.

Das fragliche Thier weidete ruhig entlang und näherte sich endlich einer kleinen Gruppe von Gebüschen, die auf dem freien Platze standen. Als es dicht an dem Gebüsche war, bemerkte man, daß es einen plötzlichen Sprung vorwärts that, und fast in demselben Augenblicke sprang ein zottiges Geschöpf aus den Büschen heraus und rannte davon. Dieses letztere war kein anderes, als die häßliche gestreifte Hyäne. Anstatt sich gegen das Quagga zu wenden

und ihm einen Kampf anzubieten, wie man von einem so starken und wilden Thiere hätte voraussetzen sollen, stieß die Hyäne ein furchtbares Geheul aus und lief so schnell davon als ihre Beine sie tragen wollten.

Sie trugen sie aber nicht weit. Es war augenscheinlich, daß sie ein größeres Gebüsch zu erreichen suchte, welches nicht weit entfernt war. Ehe sie jedoch über die halboffene Ebene hinüber war, hatte das Quagga sie eingeholt, ließ sein grelles „Cuahg" hören, bäumte sich in die Höhe und fiel dann mit seinen Vorderhufen auf den Rücken der Hyäne. In demselben Augenblicke ward das Genick des Fleischfressers von den Zähnen des Wiederkäuers gepackt und festgehalten wie in einer Schraube.

Alle erwarteten, die Hyäne sich losreißen und wieder davonlaufen zu sehen. Aber man wartete vergebens. Sie lief nie einen Schritt wieder und kam nicht lebendig von diesen furchtbaren Zähnen los. Das Quagga hielt sein sich sträubendes Schlachtopfer fest, — trat und schlug es mit seinen Hufen und schüttelte es in seinen starken Kinnladen, bis nach wenigen Minuten das Gekreisch der Hyäne aufhörte und sein verstümmelter Kadaver regungslos auf der Ebene lag.

Man sollte meinen, dieser Vorfall habe hinreichend sein müssen, um unsere Jäger zur Vorsicht

bei ihrem Verfahren mit dem Quagga zu ermahnen. Ein Thier, welches so scharf zu beißen verstand, war sicherlich nicht so leicht an Zaum und Gebiß zu gewöhnen.

Alle aber kannten die Antipathie, welche zwischen dem wilden Pferde und der Hyäne besteht, und daß das Quagga, obschon bei dem Anblicke eines dieser Thiere sofort in Wuth gerathend, doch in seinem Verhalten gegen den Menschen ganz anders ist. Diese Antipathie ist in der That so stark und die Herrschaft des Wiederkäuers über den Fleischfresser so vollständig, daß die Grenzfarmer oft diesen eigenthümlichen Umstand benutzen und die Hyänen von ihren Rindern dadurch abhalten, daß sie die Heerde mit einer Anzahl Quagga's zugleich aufziehen, welche dann die Aufgabe von Wächtern und Beschützern erfüllen.

Siebentes Kapitel.

Die Fallgrube.

Während die Jäger so den Bewegungen der Quagga's zusahen, sprang van Bloom plötzlich auf. Alle wendeten ihre Blicke auf ihn, als er dies that. Sie sahen an seinem ganzen Wesen, daß er im Begriff stand, Etwas vorzuschlagen. Was konnte es wohl sein?

Eben war ihm eingefallen, daß sie sofort anfangen sollten, die Grube zu graben.

Es war gegen Sonnenuntergang. Nur eine halbe Stunde fehlte noch, und man sollte meinen, er hätte besser gethan, wenn er die Arbeit bis zum nächsten Morgen verschoben hätte. Aber nein! Es war guter Grund vorhanden, weßhalb sie sich sofort daran machen sollten, und dieser Grund war, daß

sie außerdem vielleicht nicht im Stande gewesen wären, sie zeitig genug fertig zu bekommen.

Es war kein kleines Unternehmen, eine Grube von angemessenem Umfange zu graben, denn sie bedurften eine, in welcher wenigstens ein halbes Dutzend Quagga's auf ein Mal Platz hatten. Dann mußte noch die ausgegrabene Erde beiseite geschafft werden; man hatte Stangen und Zweige abzuschneiden, um sie zuzudecken, und diese Gegenstände auf die geeignete Weise zu arrangiren.

Zu allem Diesem gehörte viel Zeit, und es mußte bis zur Rückkehr der Quagga's geschehen sein, wenn nicht der ganze Plan fehlschlagen sollte. Kamen diese Thiere an Ort und Stelle an, ehe die Grube zugedeckt und jede Spur von der Arbeit beseitigt war, so ergriffen sie sofort wieder die Flucht, ohne in das Wasser zu gehen und besuchten vielleicht diesen See nie wieder.

Dies waren die Muthmaßungen unseres wackeren Freundes. Hans, Hendrik und Swartboy erkannten die Richtigkeit derselben an. Alle sahen die Nothwendigkeit ein, sofort an's Werk zu gehen, und sie thaten es.

Zum Glück befanden sich unter den „Werkzeugen" zwei gute Spaten, eine Schaufel und eine Spitzhacke, und sie konnten deßhalb Alle gleichzeitig

thätig sein. Es waren auch Körbe da, in welchen die ausgegrabene Erde fortgetragen und in den dicht daneben befindlichen tiefen Fluß geworfen werden konnte, wo Nichts davon zu sehen war. Dies war ebenfalls ein glücklicher Umstand; denn hätte man die Erde sehr weit tragen müssen, so wäre die Arbeit noch mühsamer geworden und in der vorgeschriebenen Zeit kaum auszuführen gewesen.

Nachdem man also den Umfang der Grube vorgezeichnet, ging man mit Spaten, Schaufel und Spitzhacke an's Werk. Der Boden war, wie sich ergab, ziemlich locker, und man bedurfte die Spitzhacke nur selten. Van Bloom selbst führte einen der Spaten und Hendrik den zweiten, während Swartboy als Schaufler fungirte und die Körbe so schnell füllte als Hans und Totty, von Trudchen und dem kleinen Jan unterstützt, sie ausschütten konnten. Die letztgenannten kleinen Leutchen hatten einen für sie geflochtenen Korb, und trugen, indem sie Hans und Totty die Arbeit erleichterten, nicht wenig zur Förderung des Werkes bei.

Und so ging dies fröhlich seinen Gang bis Mitternacht und selbst noch nach dieser Stunde, denn der Vollmond schien hell vom Himmel herab und die Gräber standen endlich schon bis an den Hals in der gemachten Grube.

Nun aber waren sie müde. Sie wußten, daß sie die Grube am nächsten Tage bequem fertig machen konnten. Deßhalb legten sie ihre Werkzeuge nieder und zogen sich, nachdem sie sich in dem krystallhellen Wasser des Stromes gewaschen, in ihr Schlafgemach auf dem Baume zurück.

Mit dem ersten Morgengrauen waren sie wieder bei der Arbeit, emsig wie Bienen, und die Grube schritt rasch so vorwärts, daß, als sie eine Pause machten, um zu frühstücken, van Bloom kaum, wenn er auf den Zehen stand, heraussehen konnte und Swartboy's wolliger Kopf beinahe zwei Fuß tief unter dem Rande war. Noch einige wenige Spatenstiche — dann war die Grube fertig.

Nach dem Frühstück gingen sie wieder munter an die Arbeit, und gruben und schaufelten, bis die Grube eine nach ihrer Meinung hinreichende Tiefe erlangt hatte. Nur ein Springbock wäre im Stande gewesen herauszuspringen, und kein Quagga konnte möglicherweise sich aus einer solchen Falle befreien.

Nun wurden Stangen und Buschwerk abgeschnitten, die Grube sauber damit zugedeckt und, eben so wie eine umfangreiche Strecke des angrenzenden Terrains, mit Binsen und Gras bestreut. Das scharfsinnigste Thier wäre damit getäuscht worden,

und sogar ein Fuchs würde die Falle nicht eher entdeckt haben, als bis er hineingestürzt wäre.

Die Jäger machten ihre Arbeit fertig, ehe sie sich zum Mittagsmahl niedersetzten, welches demzufolge an diesem Tage etwas spät stattfand. Es blieb also nun Nichts weiter zu thun übrig, als zu speisen und die Ankunft der Quagga's abzuwarten.

Bei der Mahlzeit waren Alle sehr fröhlich gestimmt, trotz der ungeheuern Anstrengungen, die sie durchgemacht. Die Aussicht, einige Quagga's zu fangen, war sehr aufregend und erhielt die ganze Gesellschaft bei munterer Laune.

Jeder sprach seine Gedanken über den muthmaßlichen Erfolg aus. Einige sagten, sie würden wenigstens drei Quagga's fangen, während die Andern sanguinischer waren und glaubten, daß sie wenigstens zwei Mal so viel fangen würden. Jan sah nicht ein, weßhalb die Grube nicht voll werden sollte, und Hendrik hielt dies für sehr wahrscheinlich, wenn er die Art und Weise erwog, auf welche man die Quagga's in die Grube zu hetzen gedachte.

Es schien auch allerdings so. Die Grube war hinreichend breit gemacht worden, um es den Thieren unmöglich zu machen, darüber zu springen, während sie der Länge nach quer über den Weg gegraben war, so daß sie sie nicht verfehlen konnten. Die Beschaf-

fenheit des Terrains mußte, glaubten sie, die Thiere geradewegs hineinführen. Allerdings, wenn man sie sich selbst überließ und ihnen gestattete, ihrer gewöhnlichen Marschmethode, das heißt eins hinter dem andern — zu folgen, so ward vielleicht nur eins, nämlich das vorderste gefangen. Die übrigen schwenkten, sobald sie dieses fallen sahen, ganz gewiß sofort herum und galoppirten in einer entgegengesetzten Richtung davon.

Aber es lag nicht in der Absicht der Jäger, die Dinge so verlaufen zu lassen. Sie hatten ein Verfahren ersonnen, durch welches die Quagga's, in einem gewissen Augenblicke von panischem Schrecken ergriffen, in wilder Hast der Grube entgegengedrängt werden sollten. Hierin lag ihre Hoffnung, sich einer bedeutenden Anzahl dieser Thiere auf einmal zu versichern.

Vier war eigentlich die Zahl, die man wollte und brauchte. Eins für jeden der Jäger. Vier waren hinreichend, aber natürlich hatte es Nichts zu sagen, wenn noch einige mehr in die Grube fielen. Je mehr, desto besser, denn eine große Zahl gewährte ihnen den Vortheil, daß sie eine Auswahl treffen konnten.

Als die Mahlzeit beendet war, begannen die Jäger sich auf den Empfang ihrer erwarteten Be-

sucher vorzubereiten. Die Mahlzeit hatte, wie wir schon erwähnt, später stattgefunden als gewöhnlich, und es war jetzt nicht weit mehr von der Stunde, wo die Quagga's erwartet werden konnten.

Um Nichts zu versäumen, nahm Jeder seinen Standpunkt. Hans, Hendrik und Swartboy stellten sich in den Hinterhalt um den See herum in ziemlich gleichen Zwischenräumen von einander; das untere Ende jedoch, wo die Thiere sich gewöhnlich näherten und wieder fortgingen, blieb ganz offen. Van Bloom blieb auf der Platform auf dem Baume, um die Annäherung der Quagga's gleich von Weitem zu erspähen und den andern drei Jägern gleich ein Signal zu geben. Die von diesen eingenommenen Positionen waren von der Art, daß sie die Heerde in der Richtung nach der Grube hintreiben konnten, sobald sie einfach aus den Büschen hervortraten, hinter welchen sie sich versteckt hielten. Um sich gleichzeitig und in dem geeigneten Moment zu zeigen, sollten sie auf ein Signal von dem Baume warten. Dieses Signal sollte in dem Abfeuern des blindgeladenen langen Rohres bestehen. Hans und Hendrik sollten ebenfalls blinde Schüsse abfeuern, indem sie sich zeigten, und auf diese Weise sollte der gewünschte panische Schrecken hervorgerufen werden.

Der ganze Plan war gut ersonnen und hatte

auch den bewundernswürdigsten Erfolg. Die Heerde kam im Gänsemarsch über die Ebene, gerade wie an den frühern Tagen. Van Bloom verkündete ihre Annäherung den drei im Hinterhalte Liegenden, indem er in gedämpftem Tone die Worte sprach:

„Die Quagga's kommen."

Die Nichts ahnenden Thiere passirten die Schlucht, zerstreueten sich im Wasser umher, tranken sich satt und begannen dann sich auf dem Wege zu entfernen, auf welchem die Fallgrube angelegt war. Nachdem das vorderste Quagga das Ufer erklettert, und als es das auf dem Wege umhergestreute frische Gras und die Binsen sah, stieß es ein schnaubendes Wiehern aus und schien fast Lust zu haben wieder umzulenken.

Gerade in diesem Augenblicke aber vernahm man den lauten Knall des langen Rohrs, und dann wie ein wiederholtes Echo der kleinern Gewehre zur Rechten und Linken, während Swartboy von einer dritten Seite her so laut schrie, als er nur immer konnte.

Ein Blick rückwärts zeigte den Quagga's, daß sie von seltsamen Feinden fast ganz umringt waren. Nur Ein Ausweg schien ihnen offen zu stehen — der Weg, welchen sie gewöhnlich zu gehen pflegten, und vor Schrecken wiehernd, kletterte die ganze Heerde

eiligst das Ufer hinauf und drängte sich nach der Fallgrube.

Plötzlich hörte man ein verworrenes Geräusch — das Knacken von Stangen — das Trampeln vieler Hufe — das dumpfe Getöse schwerer auf einander fallender Körper und wildes Schnauben, während die geängsteten Thiere zu entrinnen suchten. Manche sah man hoch in die Luft empor springen als ob sie über die Grube hinwegsetzen wollten. Andere balancirten sich auf ihren Hinterhufen, dreheten sich um und rannten in den See zurück. Einige brachen durch das Gebüsch und entrannen auf diese Weise. Die Mehrzahl aber kam wieder zurück, rannte durch das Wasser und entfloh durch die Schlucht, durch welche sie gekommen waren. Binnen wenigen Minuten war kein einziges mehr zu sehen.

Die Knaben glaubten, sie seien alle entronnen, Van Bloom aber sah von seinem höheren Standpunkte auf dem Baume herab die Schnauzen mehrerer über den Rand der Grube herausragen.

Als die Jäger an Ort und Stelle ankamen, zählten sie zu ihrer großen Freude nicht weniger als acht ausgewachsene Quagga's in der Grube — gerade noch einmal so viel als nöthig waren, um die Gesellschaft beritten zu machen.

Binnen weniger als vierzehn Tagen nach diesem Fange waren vier der Quagga's zugeritten und dem Gebiß vollkommen gehorsam. Natürlich fehlte es nicht an Ausschlagen, Bäumen, Sträuben und Beißen, ehe es so weit kam; sowohl der Buschmann Swartboy aber als auch der Buschknabe Hendrik waren im Abrichten der Pferde sehr erfahren und brachten den Quagga's bald einen angemessenen Grad von Gelehrigkeit bei.

Gleich bei der ersten Gelegenheit, wo diese Thiere zur Elephantenjagd verwendet wurden, leisteten sie gerade den Dienst, den man von ihnen erwartete. Der Elephant rannte wie gewöhnlich davon, nachdem er den ersten Schuß erhalten, die Quaggareiter aber waren im Stande, ihn im Auge zu behalten und ihm dicht auf den Fersen zu folgen. Sobald als der Elephant bemerkte, daß, mochte er noch so schnell rennen, seine Verfolger die Macht hatten, ihn einzuholen, so verschmähete er es, weiter zu fliehen und hielt Stand. Dadurch bekamen die Jäger Gelegenheit, einen Schuß nach dem andern abzufeuern, bis eine tödtliche Kugel seinen kolossalen Leib zu Boden warf.

Van Bloom freuete sich nicht wenig. Seine Hoffnung belebte sich immer mehr und sein Glücksstern war wiederum im Aufsteigen begriffen. Er

hoffte nun seine Absicht zu erreichen. Er hoffte reich zu werden. Wenige Jahre, glaubte er, würden ihn in den Stand setzen, seinen Wohlstand zu begründen — eine Pyramide von Elfenbein aufzubauen.

Achtes Kapitel.

Die Hatz des Elennthieres.

Von der ganzen Familie war Hendrik der Jäger par excellence. Er war es, der gewöhnlich das Fleischmagazin mit Vorrath versah, und an den Tagen, wo sie nicht mit der Elephantenjagd beschäftigt waren, pflegte Hendrik allein fortzugehen, um Antilopen und andere Thiere zu jagen, deren Fleisch ihnen gewöhnlich zur Nahrung diente. Hendrik hielt die Küche immer gut versorgt.

Antilopen sind das hauptsächlichste Wild Südafrika's, denn Afrika ist vor allen andern das Land der Antilope. Der Leser wird vielleicht erstaunen, wenn er hört, daß es siebzig verschiedene Gattungen Antilopen auf der ganzen Erde giebt — daß mehr als fünfzig davon Afrika, und wenigstens dreißig

Südafrika angehören — das heißt dem Theile dieses Continents, welcher zwischen dem Cap der guten Hoffnung und dem Wendekreise des Steinbockes liegt. Es würde den Raum eines ganzen Buches in Anspruch nehmen, wenn wir hier einen ausführlichen Bericht, eine Monographie über die Antilopen mittheilen wollten. Vor der Hand kann ich daher blos sagen, daß Afrika das große Antilopenland ist, obschon es auch viele schöne Gattungen in Asien giebt. In Amerika giebt es blos eine Art, das Gabelhorn, und in Europa zwei, obschon eine davon, die wohlbekannte Gemse, eben so sehr Ziege als Antilope ist.

Ich will ferner hier kurz bemerken, daß die siebenzig Gattungen, welche von den Naturhistorikern als Antilopen aufgezählt werden, von einander an Gestalt, Größe, Farbe, Haarwuchs und Eigenschaften sehr verschieden sind, und zwar in so vielen Beziehungen, daß ihre Classification unter dem Namen Antilopen eine sehr willkürliche ist. Manche nähern sich fast ganz dem Ziegengeschlechte; andere gleichen mehr dem Reh; einige haben Aehnlichkeit mit dem Rinde; andere sind nahe mit dem Büffel verwandt, und einige wenige Gattungen besitzen viele von den charakteristischen Kennzeichen des wilden Schafes.

Im Allgemeinen jedoch sind sie dem Reh ähn-

licher als irgend einem andern Thiere, und viele Gattungen von ihnen werden im gewöhnlichen Sprachgebrauche auch Rehe oder Hirsche genannt. Viele Antilopen gleichen auch in der That gewissen Gattungen von Hirschen mehr als andern Gattungen des eigenen Geschlechts. Der Hauptunterschied, den man zwischen ihnen und dem Rothwild bemerkt, ist der, daß die Antilopen hornige Hörner haben, welche bleibend oder dauernd sind, während die des Rothwilds knochig sind und alljährlich abgeworfen werden.

Eben so wie das Rothwild besitzen die verschiedenen Arten von Antilopen sehr verschiedene Eigenschaften. Einige besuchen vorzugsweise die weiten, offenen Ebenen, einige den tiefen Wald, einige schweifen an den schattigen Ufern von Flüssen umher, während andere auf steilen Felsenhöhen oder in trockenen Gebirgsschluchten zu wohnen lieben. Manche fressen Gras, während andere nach Art der Ziegen den Blättern und zarten Reisern der Bäume den Vorzug geben.

Ueberhaupt sind diese Thiere ihren Eigenschaften nach so verschieden, daß, von welcher Art auch die natürliche Beschaffenheit eines Districtes sein möge, derselbe stets der Lieblingsaufenthalt einer oder mehrerer Gattungen ist. Sogar die Wüste hat ihre Antilopen, welche der ausgetrockneten und

wasserlosen Ebene den Vorzug vor dem fruchtbarsten grünen Thale geben.

Von allen Antilopen ist das Elenn oder Caana (A. oreas) die größte. Es mißt volle siebzehn Hände bis zur Schulter und kommt so an Höhe einem sehr großen Pferde gleich. Ein großes Elenn wiegt eintausend Pfund. Es ist ein plump gebautes Thier und schlechter Läufer, denn ein berittener Jäger kann es mit leichter Mühe einholen. Sein Körperbau hat im Allgemeinen einige Aehnlichkeit mit dem des gewöhnlichen Stiers, seine Hörner sind aber gerade und steigen perpendiculär von der Stirn empor, so daß sie nur ganz wenig von einander divergiren. Sie sind zwei Fuß lang und mit einer kleinen Erhöhung versehen, welche sich spiralförmig rings herum bis beinahe an die Spitzen emporzieht. Die Hörner des Weibchens sind länger als die des Männchens.

Die Augen des Elenns sind, wie die der meisten Antilopen, groß, hell und schmachtend, ohne irgend einen Ausdruck von Wildheit, und das Thier besitzt, obschon es so groß und stark ist, doch die harmloseste Gemüthsart, und macht blos, wenn es zur Verzweiflung getrieben wird, Miene, sich zu vertheidigen.

Die allgemeine Farbe dieser Antilope ist braun mit einem Anflug von Roth. Zuweilen ist auch

Aschgrau mit Ockergelb schattirt die vorherrschende Farbe. Das Elenn ist eine jener Antilopen, die kein Wasser zu bedürfen scheinen. Man trifft es auf wüsten Ebenen, fern von Quellen oder Flüssen, und es scheint sogar solchen Gegenden den Vorzug zu geben — vielleicht um der größern Sicherheit willen, die es hier findet — obschon es auch ein Bewohner fruchtbarer und waldiger Districte ist. Es lebt in Heerden; die beiden Geschlechter weiden getrennt und in Gruppen von zehn bis hundert Stück.

Das Fleisch des Elenn wird sehr hoch geschätzt, und steht an Wohlgeschmack dem der übrigen Antilopen-Gattungen, des Rothwilds oder des Rindviehs nicht nach. Man hat es mit zartem Rindfleisch verglichen, welches einen Beigeschmack von Wildpret hat, und die Muskeln der Schenkel liefern, wenn sie getrocknet und geräuchert sind, einen Leckerbissen, der unter dem sonderbaren Namen von „Schenkelzungen" bekannt ist.

Natürlich wird das Elenn, da es so treffliches Fleisch und in so bedeutender Menge liefert, eifrigst gejagt. Da es kein sonderlicher Läufer und stets sehr fett ist, so ist die Jagd gewöhnlich eine sehr kurze, und endet damit, daß das Elenn niedergeschossen, abgehäutet und zerlegt wird.

Es bietet diese Jagd keine große Erregung dar,

ausgenommen daß ein Elenn nicht jeden Tag aufgescheucht werden kann. Die Leichtigkeit, mit der man ihrer habhaft werden kann, sowohl als der Werth ihres Fleisches hat die Folge gehabt, daß die Zahl dieser Antilopen sich sehr vermindert hat, so daß nur noch in entlegenen Districten eine Heerde davon angetroffen wird.

Seit der Ankunft unserer Freunde in dieser Gegend waren keine Elenns gesehen worden, obschon man dann und wann ihre Fährte bemerkt hatte, und Hendrik wünschte aus mehrern Gründen auf eins zu stoßen. Er hatte in seinem Leben noch nie ein Elenn geschossen — dies war ein Grund — und ein zweiter war, daß er einen Vorrath von dem schönen Fleische herbeizuschaffen wünschte, welches in solchen Massen die Rippen dieser Thiere bedeckt.

Mit hoher Freude erhielt daher Hendrik eines Morgens die Nachricht, daß auf der oberen Ebene und in nicht weiter Entfernung eine Heerde Elenns gesehen worden sei. Swartboy, der auf den Felsenhöhen gewesen war, brachte diese Nachricht mit in's Lager.

Ohne mehr Zeit zu verlieren als eben hinreichte, um sich von Swartboy die Richtung genauer beschreiben zu lassen, schwang sich Hendrik auf sein Quagga,

hing seine Büchse auf die Schulter und ritt fort, um die Heerde aufzusuchen.

Nicht weit von dem Lager war ein bequemer Weg, der die Felsenhöhe hinauf nach der Hochebene führte. Es war eine Art Schlucht oder Hohlweg, und aus den zahlreichen Fußspuren von Thieren auf diesem Boden war zu ersehen, daß sie als Straße von der Hochebene nach der Quelle und dem Flusse benutzt ward. Gewisse Thiere, wie zum Beispiel die Zebra's und Quagga's und andere, welche vorzugsweise die trockenen, wüsten Ebenen suchen, pflegten diesen Weg einzuschlagen, wenn sie Wasser bedurften.

Hendrik ritt die Schlucht hinauf und war nicht so bald oben auf der Höhe angelangt, als er die Elennheerde — sieben alte Böcke — in einer Entfernung von ungefähr einer Meile bemerkte.

Es war kein Busch oder sonst ein Versteck vorhanden, hinter welchem sich auch nur ein Fuchs hätte verbergen können. Das Einzige, was in der Nähe des Ortes, an welchem die Elenns sich befanden, wuchs, bestand aus einzelnen Aloepflanzen, Euphorbien und einigen verkümmerten Gebüschen und trockenen Grasbüscheln, welche die Wüste charakterisiren. Es war sonach kein Dickicht da, welches groß genug gewesen wäre, einen Jäger vor dem Auge des Wildes zu verbergen, und Hendrik kam sofort zu dem

Schlusse, daß die Elenns in ihrer gegenwärtigen Lage sich nicht beschleichen lassen würden.

Obschon nun Hendrik auf diese Antilope niemals Jagd gemacht, so kannte er doch ihre Eigenschaften recht wohl, und wußte, wie sie gejagt werden müsse. Er wußte, daß sie ein schlechter Läufer sei, daß jedes alte Pferd sie einholen könne, und daß sein Quagga — das schnellste von den Thieren, welche gezähmt worden — dasselbe thun könne.

Es handelte sich daher blos um den Vorsprung. Sobald er den Thieren so nahe kommen konnte, daß diese nicht einen allzu großen Vorsprung vor ihm hatten, so war mit Gewißheit anzunehmen, daß eins davon in seine Gewalt fallen würde. Dagegen ließ sich ein ganz anderes Resultat erwarten, wenn die Elenns schon viel früher den Jäger bemerkten und sich eiligst aus dem Staube machten.

Hendrik war aber ein schlauer, vorsichtiger Jäger, der in den meisten Fällen seinen Zweck erreichte. Anstatt gerade aus auf die Elenns zuzureiten, machte er einen weiten Umweg, bis er die Heerde zwischen sich und der Felsenhöhe hatte, und dann lenkte er sein Quagga auf sie zu und ritt ruhig vorwärts.

Er saß dabei nicht aufrecht im Sattel, sondern beugte sich nieder, so daß seine Brust beinahe den Widerrist des Quagga berührte. Er that dies, um

die Elenns zu täuschen, die außerdem einen Feind in ihm erkannt haben würden. Auf diese Weise aber waren sie nicht im Stande, zu ermitteln, was für ein Geschöpf auf sie zukäme, sondern standen eine lange Weile da und betrachteten Hendrik und sein Quagga mit Neugier und natürlich auch mit einiger Unruhe. Indessen ließen sie doch den Jäger bis auf fünfhundert Schritt herankommen — für ihn nahe genug — ehe sie sich aufmachten und mit ihrem plumpen, schwerfälligen Galopp davon eilten.

Nun richtete Hendrik sich im Sattel auf, gab seinem Quagga die Sporen und folgte der Heerde in gestrecktem Galopp.

Es kam Alles so, wie er beabsichtigt hatte. Die Elenns rannten gerade in der Richtung der Felsenhöhe — nicht da, wo der Paß war, sondern wo keiner war — und sahen sich, als sie den Abhang erreichten, natürlich gezwungen, eine neue schräge Richtung einzuschlagen. Dies gab Hendrik den Vortheil, und sein Quagga in die geeignete Richtung lenkend, war er der Heerde bald auf den Fersen.

Hendrik's Absicht war, es auf blos einen der Böcke abzusehen und diesen niederzuhetzen, während die andern davon galoppiren möchten wohin sie wollten.

Seine Absicht ward ausgeführt, denn kurz darauf schoß der fetteste der Elennböcke auf die eine

Seite, als ob er auf diese Weise zu entkommen gedächte, während die übrigen geradeaus weiter rannten.

Der Elennbock war nicht so schlau, wie er geglaubt. Hendrik's Auge war auf ihn geheftet, und sofort eilte das Quagga hinter ihm her.

Beinahe eine Meile weit jagten Wild und Verfolger über die Ebene hin. Die röthlich braune Farbe des Elenns hatte sich in Graublau verwandelt; der Speichel floß ihm in langen Fäden aus dem Maule, Schaum bedeckte seine breite Brust, die Thränen rollten ihm aus den großen Augen und sein Galopp verwandelte sich in einen müden Trab. Es war offenbar erschöpft.

Noch wenige Minuten und das Quagga war ihm dicht auf den Fersen, und nun machte der riesige Elennbock, als er sah, daß weiteres Laufen ihm Nichts helfen würde, verzweiflungsvoll Halt und wendete sich gegen seinen Verfolger. Hendrik hatte seine geladene Büchse in der Hand, und der Leser erwartet, zu hören, daß er sie sofort anlegte, zielte, feuerte und das Elenn niederschoß.

In dieser Beziehung aber muß ich die Erwartung des Lesers täuschen und ihm sagen, daß Hendrik Nichts der Art that. Hendrik war ein ächter Jäger — weder voreilig noch verschwenderisch mit seinen Mitteln. Er wußte, daß er etwas Besseres thun

könne, als das Thier auf der Stelle zu tödten. Er wußte, daß es jetzt vollkommen in seiner Gewalt war, und daß er es wie eine zahme Kuh überall hintreiben könne, wo es ihm beliebte. Hätte er es auf der Stelle niederschießen wollen, so hätte er dadurch blos Pulver und Blei verschwendet. Ueberdies wäre er dadurch in die Nothwendigkeit versetzt worden, das Fleisch des Thieres bis in das Lager zu transportiren, was eine wenigstens zweimalige Reise nothwendig gemacht hätte, während er dabei Gefahr gelaufen wäre, daß die Hyänen in seiner Abwesenheit das Meiste verzehrt hätten.

Ohne daher einen Schuß abzufeuern, galoppirte er an dem erschöpften Thier vorüber, bewog es dadurch, sich wieder herumzudrehen und trieb es dann in der Richtung der Felsenhöhe vor sich hin.

Das Elenn konnte keinen Widerstand leisten.

Dann und wann versuchte es, eine andere Richtung einzuschlagen, ward aber mit leichter Mühe wieder auf den einmal bestimmten Weg zurückgebracht.

Neuntes Kapitel.

Ein wilder Ritt auf einem Quagga.

Hendrik wünschte sich Glück zu seinem Erfolge. Er freute sich auf die Ueberraschung, die er im Lager hervorrufen würde, wenn er auf einmal das Elenn getrieben brächte; — denn er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen würde, dies zu thun.

In der That schien auch kein Grund vorhanden zu sein, es zu bezweifeln. Der Elennbock war schon in die Schlucht hinein und ging dieselbe hinab, während Hendrik und sein Quagga folgten.

Der Jäger war nur noch wenige Schritte von dem Rande der Felsenhöhe entfernt, als ein lautes Getrappel an sein Ohr schlug, gerade als ob eine Heerde schwerfüßiger Thiere die Schlucht herauf kämen.

Er spornte sein Quagga vorwärts, um den Rand zu erreichen und einen Blick in den Hohlweg zu werfen. Ehe er aber im Stande war dies zu thun, sah er zu seinem Erstaunen das Elenn wieder heraufgaloppiren und einen Versuch machen, auf der Ebene an ihm vorbeizukommen. Augenscheinlich war es durch irgend Etwas in dem Hohlwege auf's Neue erschreckt worden und wollte lieber seinem alten Feinde die Spitze bieten, als die Bekanntschaft eines neuen machen.

Hendrik achtete nicht weiter auf das Elenn. Dieses konnte er allemal wieder einholen. Zunächst lag ihm vielmehr daran, zu wissen, was das Thier bewogen hätte, umzukehren. Deßhalb ritt er weiter bis an den Ausgang der Schlucht.

Er hätte an Löwen denken und mit größerer Klugheit zu Werke gehen können. Das Hufgetrappel aber, welches immer noch den Paß heraufhallte, verrieth ihm, daß Löwen nicht die Ursache seien, welche das Elenn wieder auf die Höhe heraufgescheucht hatte.

Endlich erreichte er einen Punkt, wo er den Abhang hinabsehen konnte. Er brauchte nicht weit zu gehen; denn schon kamen die Thiere, welche den Lärmen machten, dicht heran, und er sah, daß sie nichts Anderes waren, als eine Heerde Quagga's.

Diese Unterbrechung seiner Jagd kam ihm durchaus nicht gelegen, und zwar um so weniger, als es Quagga's waren. Wären es Wildprettthiere gewesen, so hätte er eines geschossen; der einzige Grund aber, welcher ihn hätte veranlassen können, eines der Quagga's zu schießen, wäre das Gefühl des Aergers gewesen; denn er war in diesem Augenblicke wirklich höchst ärgerlich über sie.

Ohne es zu wissen, hatten die armen Thiere ihm wahrscheinlich sehr viel Mühe verursacht; denn es kostete ihm sicherlich nicht wenig Zeit, dem Elenn wieder zuvorzukommen und es wieder nach dem Hohlwege zu treiben. Kein Wunder daher, wenn er ein wenig aufgebracht war.

Sein Aerger war indessen nicht so groß, daß er sich dadurch hätte bewogen gesehen, auf die sich nähernde Heerde zu feuern, und er lenkte daher sein Quagga herum und ritt dem Elenn nach.

Kaum war er von dieser Stelle hinweg, als die Quagga's, vierzig bis fünfzig an der Zahl, eines nach dem andern aus dem Engpasse herauskamen.

Jedes stutzte erschrocken, so wie es den berittenen Jäger sah, und rannte davon, bis die ganze Heerde eine lange Linie über die Ebene hinweg bildete und, wild hinter einander herspringend, schnaubte und ihr lautes „Kwa—a—g“ hören ließ.

Hendrik hätte unter gewöhnlichen Umständen auf diese Bewegung kaum geachtet. Er hatte schon oft Quaggaheerden gesehen und war in Bezug auf sie durchaus nicht neugierig. Diese Heerde jedoch zog gleichwohl seine Aufmerksamkeit auf sich; denn er bemerkte, als sie an ihm vorüberrannte, daß Vier davon gestutzte Schweife hatten, und er kannte sie daran als die Vier, welche mit in der Fallgrube gefangen und später wieder in Freiheit gesetzt worden waren. Swartboy hatte aus irgend einem Grunde ihnen den Haarbüschel vom Schweife abgeschnitten, ehe er sie gehen ließ.

Hendrik zweifelte nicht, daß sie es seien und daß die Heerde dieselbe wäre, welche den See zu besuchen pflegte, aber wegen der erfahrenen üblen Behandlung sich niemals wieder in jener Nähe hatte sehen lassen. Diese Umstände, welche Hendrik in diesem Augenblicke einfielen, bewogen ihn, die Quagga's mit einer gewissen Neugier zu betrachten. Der plötzliche Schrecken, den die Thiere verriethen, als sie ihn erblickten, und das drollige Aussehen der Vier mit den abgehackten Schwänzen stimmte Hendrik zur Heiterkeit und er konnte sich des Lachens nicht enthalten.

Da die Quagga's dieselbe Richtung einschlugen, welche das Elenn genommen, so hatten Hendrik und sie in so weit einen und denselben Weg, und er ga=

loppirte folglich dicht hinter ihnen drein. Es interessirte ihn dabei zugleich, zu ermitteln, in wie weit ein Quagga mit einem Reiter im Stande wäre, es einem ohne Reiter gleichzuthun. Ueberdies lag ihm daran, zu erfahren, ob sein Quagga seinen früheren Genossen noch gewachsen sei. So fegte die Jagd entlang, — das Elenn voran, die Quagga's hinterdrein und Hendrik bildete den Nachtrab.

Hendrik brauchte sein Thier nicht zu spornen; denn es flog ohnedies wie der Wind. Es schien zu fühlen, daß sein Ruf auf dem Spiele stehe, und kam der Heerde mit jedem Satze näher.

Das schwerfällige Elenn war bald erreicht und, da es auf die Seite trabte, überholt. Es blieb stehen, die Quagga's jedoch eilten weiter.

Nicht blos aber die Heerde eilte weiter, sondern auch Hendrik's Quagga folgte ihr dicht auf den Fersen, und in weniger als fünf Minuten hatten sie das Elenn eine volle Meile hinter sich und fegten noch immer über die weite Ebene dahin.

Was hatte Hendrik vor? Wollte er das Elenn aufgeben und entkommen lassen? War das Wettrennen für ihn interessanter? War er eifersüchtig auf die Schnelligkeit seines Quagga's und entschlossen, daß es alle Anderen übertreffen solle?

So hätte es Jedem erscheinen müssen, welcher

das Rennen aus der Ferne mit angesehen hätte. Wer aber in der Nähe gewesen wäre, würde Hendrik's Verhalten auf ganz andere Weise erklärt haben.

Die Sache war nämlich so. Sobald das Elenn Halt machte, beabsichtigte Hendrik auch Halt zu machen und zog deßhalb nachdrücklich den Zügel an. Zu seinem Erstaunen aber fand er, daß sein Quagga seine Absicht nicht theilte. Anstatt dem Zügel zu gehorchen, faßte es das Gebiß fest zwischen die Zähne, legte die Ohren zurück und galoppirte immer weiter.

Hendrik bemühte sich nun, das Quagga seitwärts zu lenken und zog deßhalb den rechten Zügel an, zum Unglück aber so heftig, daß der alte Trensenring abriß. Das Gebiß schlüpfte dem Thiere durch das Maul, der Kopfriemen rutschte durch den heftigen Ruck herunter und das Quagga war nun ohne Zügel.

Natürlich stand es nun dem Thiere frei, zu gehen wohin es wollte, und es war klar, daß es seinen früheren Genossen Gesellschaft zu leisten wünschte. Daß es seine früheren Genossen waren, wußte es recht wohl und gab dieß durch Schnauben und freudiges Wiehern der Wiedererkennung zu verstehen.

Anfangs war Hendrik geneigt, das Reißen des Gebisses blos als ein kleines Unglück zu betrachten.

Für einen Knaben war er einer der besten Reiter in Südafrika und er bedurfte keines Zügels, um festzusitzen. Das Quagga, hoffte er, würde bald stehen bleiben, und dann hoffte er das Gebiß wieder zusammenflicken und den Zügel, den er noch in der Hand hielt, wieder anlegen zu können. So waren seine Gedanken anfangs.

Bald aber änderten sich diese, als er sah, daß das Quagga, anstatt langsamer zu gehen, mit derselben Schnelligkeit immer weiter rannte und die Heerde immer weiter vor ihnen hingaloppirte, ohne im Mindesten Lust zum Stehenbleiben zu verrathen.

Die Quagga's rannten nämlich aus Furcht so entsetzlich. Sie sahen den berittenen Jäger hinter sich, und obschon ihr alter Kamerad wußte, wer sie waren, so waren sie doch nicht im Stande zu sagen, wer er war, mit diesem hohen Höcker auf dem Rücken. Sicherlich war er kein Quagga, sondern irgend ein furchtbares Ungeheuer, meinten sie, das nach ihrem Blute dürstete und sie sammt und sonders in Stücken zu reißen gedachte. Es war daher nicht zu verwundern, daß sie rannten, so schnell sie konnten, und sie thaten dies mit so gutem Erfolge, daß Hendrik's Quagga trotz seines sehnlichen Wunsches, sich unter sie zu mischen und ihnen die sonderbare Erscheinung

auf seinem Rücken zu erklären, nicht im Stande war, auch nur einen Zoll näher zu kommen.

Indessen blieb es doch auch nicht zurück. Seine Begier, seine alten Kameraden wieder zu erreichen, — ihre wilde Freiheit zu theilen; — denn es war der civilisirten Gesellschaft und der Elephantenjagd schon längst überdrüssig, — alle diese Gedanken gingen ihm in diesem Augenblicke durch den Kopf und stachelten es zur äußersten Anstrengung auf. Konnte es nur erst mitten unter den Haufen sich hineindrängen; — denn die Heerde rannte jetzt in dichtgedrängter Masse, — so genügten sicherlich nur wenig unartikulirte Laute, die Sache zu erklären. Die Quagga's machten dann gewiß sofort Halt, sammelten sich um ihren alten Kameraden und halfen ihm mit Hufen und Zähnen sich des häßlichen zweibeinigen Geschöpfes zu entledigen, welches so fest an seinem Rückenwirbel klammerte.

Aber die Sache machte sich immer noch nicht. Obschon Hendrik's Quagga seinen Brüdern so dicht auf den Fersen war, daß sie ihm Staub und seinem Reiter zu seiner nicht geringen Unbequemlichkeit kleine Kiesel in's Gesicht warfen, obschon es wieherte, so oft es ein wenig Athem übrig hatte und sein lautes „Kwag, — kwag!“ schreiend, seine Brüder in der That und Wahrheit beim Namen rief, so half es

doch Nichts. Sie blieben nicht stehen, — sie hörten nicht.

Und was machte Hendrik während dieser ganzen Zeit? Nichts, er konnte Nichts machen. Er konnte die ungestüme Flucht seines Thieres nicht hemmen. Herunterzuspringen wagte er nicht; denn er wäre unter die spitzigen Felsenstücke hineingeschleudert worden, wenn er es versucht hätte. Er hätte den Hals gebrochen. Er konnte Nichts thun, — Nichts, als ruhig sitzen bleiben.

Was dachte er? Anfangs nicht viel. Anfangs nahm er das Abenteuer sehr leicht. Als er im Begriffe stand, seine dritte Meile zurückzulegen, begann er jedoch etwas ernster zu werden, und als er die fünfte anfing, ward er überzeugt, daß er sich in einer sehr kritischen Lage befände.

Jedoch die fünfte Meile ward zurückgelegt und dann kam die sechste und die siebente, und noch immer galoppirten die Quagga's wild entlang; denn die Heerde ward durch die Furcht getrieben, ihre Freiheit zu verlieren, und ihr früherer Kamerad durch den Wunsch, die seine wieder zu gewinnen.

Hendrik ward nun wirklich unruhig. Wo trug das Thier ihn hin? Vielleicht hinaus in die Wüste, wo er sich verirren und vor Hunger und Durst umkommen mußte! Schon war er viele Meilen von den

Anhöhen entfernt und wußte nicht mehr, in welcher Richtung dieselben lagen. Selbst wenn er jetzt und an dieser Stelle Halt gemacht hätte, so hätte er nicht gewußt, welche Richtung er einschlagen sollte.

Er ward immer unruhiger und empfand endlich wirkliche Angst. Was sollte er machen? Herunterspringen und es auf die Gefahr ankommen lassen, den Hals zu brechen? Dann büßte er auch zugleich sein Quagga und seinen Sattel ein, — das Elenn betrachtete er schon als verloren, — er mußte zu Fuße nach dem Lager zurückkehren und sich dann höchst wahrscheinlich derb auslachen lassen.

Doch mochte dem sein, wie ihm wollte, — sein Leben war in Gefahr, wenn er noch weiter ritt. Die Quagga's galoppirten vielleicht zwanzig, ja fünfzig Meilen, ehe sie Halt machten. Sie verriethen durchaus kein Anzeichen von Erschöpfung. Er mußte sich auf den Boden werfen und Quagga und Sattel zum Teufel gehen lassen.

Zu diesem Entschlusse war er gekommen und schon im Begriffe, ihn auszuführen. Er überlegte eben, auf welche Weise er einem häßlichen Sturze am besten entgehen könnte, und sah sich nach einem weichen Plätzchen um, als mit einem Male ihm eine großartige Idee einkam.

Er besann sich, daß er beim Zähmen und Zu-

reiten dieses selben Quagga's mit großem Nutzen eine sehr einfache Vorrichtung in Anwendung gebracht hatte, — nämlich eine „Blende." Diese Blende bestand in Nichts weiter, als in einem Stückchen weichem Leder, welches dem Thiere über die Augen gebunden ward. Die Wirkung desselben aber war so vollständig gewesen, daß es das Quagga sofort aus einem wild ausschlagenden, ungeberdigen Geschöpfe in ein gelehriges Thier verwandelt hatte.

An diese Blende dachte jetzt Hendrik.

Allerdings hatte er keine, aber gab es denn Nichts, was die Stelle einer solchen vertreten konnte? Sein Taschentuch? Nein, dies war zu dünn. Hurrah! seine Jacke mußte dazu sehr tauglich sein.

Seine Büchse war ihm im Wege. Er mußte sich dieser entledigen und sie auf den Boden werfen. Er konnte ja zurückkehren und sie holen.

Er ließ sie deßhalb so sanft als möglich zur Erde niedergleiten und hatte in wenigen Augenblicken schon diese Stelle weit, weit hinter sich.

Ohne zu zögern, riß Hendrik nun seine Jacke vom Leibe. Wie aber sollte er sie so auflegen, daß das Quagga dadurch geblendet ward?

Nur wenige Augenblicke Ueberlegung genügten, um in dem Kopfe des rasch entschlossenen Knaben einen Plan zur Reife zu bringen. Er neigte sich,

zog einen Aermel auf jeder Seite unter dem Halse des Quagga durch und knüpfte sie dann zusammen. Auf diese Weise lag die Jacke fest auf der Mähne des Thieres, mit dem Kragen in der Nähe des Widerrists und mit den Schößen nach dem Halse zu.

Nun bog sich Hendrik so weit vorwärts als er konnte und schob mit ausgestreckten Armen die Jacke an dem Halse des Thieres hinauf, bis die Schöße über die Ohren rutschten und vorn an dem Gesichte herabfielen.

Nur mit Mühe vermochte der Reiter, dessen Kräfte allmählig auch zu schwinden begannen, sich im Sattel zu halten; denn in dem Momente, wo die Jacke über die Augen des Quagga hinunterruschte, stand es urplötzlich still, wie von einer Kugel getroffen. Es stürzte jedoch nicht nieder, sondern stand blos vor Schrecken still. Sein Galopp war zu Ende.

Hendrik sprang zur Erde, er fürchtete nun nicht, daß das jetzt geblendete Quagga einen Versuch machen würde, zu entrinnen. Und es machte auch keinen.

Binnen wenigen Minuten war der zersprungene Ring des Gebisses durch einen starken Riemen ersetzt, das Gebiß wieder dem Quagga zwischen die Zähne geschoben, der Zaum wieder fest über den

Kopf geschnallt, und Hendrik saß, nachdem er seine Jacke angezogen, wieder im Sattel.

Das Quagga fühlte, daß es besiegt war. Seine früheren Kameraden waren nicht mehr in Sicht und verlockten ihn nicht mehr, seiner Unterthanenpflicht untreu zu werden. Deßhalb und durch Gebiß und Sporn an seine Schuldigkeit gemahnt, drehete es sich herum und schlug mürrisch den Rückweg ein.

Hendrik wußte nicht, welchen Weg er verfolgen sollte. Er folgte der Spur der Quagga's bis zurück zu der Stelle, wo er seine Kugelbüchse weggeworfen, die er, nachdem er ungefähr zwei Meilen weit geritten, wieder auffand.

Da der Himmel umwölkt und auch kein anderer Gegenstand vorhanden war, der ihm bei dieser Unsichtbarkeit der Sonne den Weg hätte zeigen können, so meinte er, er könne nicht besser thun, als die Fährte immer weiter zurück zu verfolgen, und obschon diese ihn manchen Umweg führte und er von dem Elenn Nichts mehr sah, so erreichte er doch noch vor Einbruch der Nacht den Engpaß und saß bald darauf im Schatten des Nwanabaumes und unterhielt einen theilnehmenden Kreis von Zuhörern mit der Erzählung seiner so eben bestandenen Abenteuer.

Zehntes Kapitel.

Der Selbstschuß.

Um dieselbe Zeit wurden van Bloom und seine Leute sehr durch Raubthiere belästigt. Der verführerische Geruch, der von ihrem Lager täglich ausströmte, sowohl als die Ueberreste der um ihres Fleisches willen getödteten Antilopen lockten diese unwillkommenen Gäste herbei. Hyänen und Schakals trieben sich fortwährend in der Nähe umher und kamen des Nachts zu Dutzenden an den großen Nwanabaum, vor welchem sie stundenlang ihr entsetzliches Geheul hören ließen. Allerdings fürchtete Niemand diese Thiere, denn die Kinder waren des Nachts sicher in ihrem luftigen Schlafkabinet, wo die Hyänen nicht zu ihnen gelangen konnten. Nichtsdestoweniger aber war die Nähe dieser Thiere doch sehr

störend, denn es konnte kein Bissen Fleisch, keine Haut, kein Riemen oder sonst ein Gegenstand von Leder unten gelassen werden, ohne daß sie daran herum nagten. Schon häufig hatten sie ganze Wildpretskeulen gestohlen und den ledernen Theil von Swartboy's Sattel aufgefressen, so daß er eine Zeitlang ganz unbrauchbar war. Mit Einem Worte, die Hyänen waren eine so unausstehliche Plage geworden, daß es nothwendig ward, ein Mittel zu ihrer Vernichtung auszusinnen.

Es war aber nicht leicht, sie zum Schusse zu bekommen. Während des Tages waren sie vorsichtig und hielten sich entweder in Felsenhöhlen oder in dem Bau des Ameisenfressers verborgen. Des Nachts allerdings waren sie ziemlich dreist und kamen bis in das Lager, dann aber erschwerte die Dunkelheit das richtige Zielen, und die Jäger kannten den Werth von Pulver und Blei zu gut, als daß sie es durch Schüsse auf's Gerathewohl hätten verschwenden sollen, obschon sie dann und wann, wenn sie durch die Thiere gereizt wurden, einen solchen riskirten.

Es mußte durchaus ein Mittel ausfindig gemacht werden, um die Zahl dieser Thiere zu vermindern oder sich ihrer ganz zu entledigen. Dieser Meinung waren Alle.

Es wurden zwei oder drei Arten von Fallen

versucht, aber ohne großen Erfolg. Aus einer Fallgrube konnten sie herausspringen und aus einer Schlinge befreieten sie sich dadurch, daß sie den Strick mit ihren scharfen Zähnen zerbissen.

Endlich beschloß van Bloom ein Verfahren zu probiren, welches die südafrikanischen Boers sehr häufig in Anwendung bringen, um ihre Gehöfte von diesem und ähnlichem „Ungeziefer" zu befreien. Es war der Selbstschuß.

Nun giebt es aber mehrere Arten, einen Selbstschuß zu legen. Natürlich ist ein Feuergewehr der Haupttheil des Mechanismus und der von einer Schnur gezogene Drücker der Gegenstand, welcher die meiste technische Geschicklichkeit in Anspruch nimmt. In manchen Gegenden bindet man den Köder an die Schnur und das Thier zieht, indem es den Köder erfaßt, die Schnur an, löſ't den Drücker und erschießt sich. Auf diese Weise ist das Ergebniß jedoch immer ein ziemlich ungewisses. Das Thier bringt seinen Körper vielleicht in Bezug auf die Mündung des Gewehres nicht in die geeignete Stellung und entgeht dem Schusse entweder ganz und gar, oder wird blos gestreift und entkommt natürlich.

Die Art und Weise, auf welche man in Südafrika Selbstschüsse legt, ist eine sehr verbesserte, und das Thier, welches so unglücklich ist, den Drücker zu

ziehen, entkommt selten, sondern wird entweder auf der Stelle getödtet oder so schlimm verwundet, daß es nicht fortkann.

Van Bloom construirte seinen Selbstschuß nach dieser verbesserten Methode wie folgt: Nicht weit vom Lager wählte er einen Platz, wo drei junge Bäume in einer Linie und ungefähr anderthalb Schritt weit von einander standen. Hätte er nicht drei in diesen Entfernungen von einander stehende Bäume gefunden, so würden fest in den Boden geschlagene Pfähle seinem Zwecke eben so gut entsprochen haben.

Nun wurden Dornbüsche umgehauen und auf die gewöhnliche Weise ein Kraal gebaut, das heißt mit den Spitzen der Büsche nach außen gewendet. Die Größe dieses Kraals kam hierbei weiter nicht in Betracht und es ward daher, um Arbeit zu ersparen, ein kleiner gebaut.

Ein Punkt jedoch ward bei Anlegung des Kraals in Acht genommen. Die Thür oder Oeffnung desselben ward so angebracht, daß zwei der drei jungen Bäume wie Pfosten zu beiden Seiten standen und ein in die Einhegung hineingehendes Thier nothwendig zwischen diesen beiden Bäumen hindurchmußte.

Die Rolle, welche das Schießgewehr dabei zu spielen hatte, war folgende:

Die Waffe ward in horizontale Lage gegen die beiden Bäume gebracht, das heißt, der Schaft gegen die Außenseite des Kraals und der Lauf gegen eine der Thürpfosten und hier fest angebunden. In dieser Lage befand sich die Mündung dicht an dem Rande des Einganges und zielte gerade auf den Baum, der auf der entgegengesetzten Seite stand. Die Höhe war so, daß sie dem Herzen einer in der Oeffnung stehenden Hyäne gleichkam.

Das Nächste war das Anpassen der Schnur. Schon war ein kleines Hölzchen an dem dünnen Theile des Schaftes und natürlich hinter dem Drücker befestigt, und zwar der Quere nach, aber nicht so, daß dadurch alle Bewegung ausgeschlossen worden wäre. Ein gewisser Grad von Lockerheit gestattete, daß es die Stelle eines Hebels vertreten konnte, und dies war eben seine Absicht. An jedem Ende dieses kleinen Hölzchens war eine Schnur befestigt. Eine dieser Schnuren hing an dem Drücker, die andere ging, nachdem sie durch das Loch des Ladestocks geführt worden, quer über den Eingang des Kraals und ward auf der entgegengesetzten Seite an den jungen Baum angeknüpft, der hier stand. Diese Schnur folgte der horizontalen Richtung des Laufes und war eben hinreichend straff, so daß jede weitere Spannung auf den kleinen Hebel wirken und somit

den Drücker lösen mußte, wo dann der Schuß sofort loskrachte.

Als diese Schnur in Ordnung gebracht und das Gewehr geladen und gespannt war, konnte die Falle als fertig betrachtet werden.

Nur eins blieb noch zu thun übrig, nämlich sie mit Köder zu versehen. Dies war keine sehr schwierige Aufgabe. Sie bestand einfach darin, daß man ein Stück Fleisch oder Aas in die Einhegung warf, um dadurch die herumschleichenden Thiere herbeizulocken.

Als der Selbstschuß gelegt war, trug Swartboy den Köder hin — das Eingeweide einer an diesem Tage erlegten Antilope — und warf es in den Kraal. Dann ging die Gesellschaft ruhig zu Bette, ohne weiter an die Sache zu denken. Sie waren jedoch noch nicht eingeschlafen, als sie durch den lauten Knall des Schießgewehres erweckt wurden, worauf ein kurzes, halb erstícktes Stöhnen folgte, welches ihnen verrieth, daß der Selbstschuß seinen Zweck erfüllt hatte.

Es ward eine Fackel angezündet und die vier Jäger begaben sich an Ort und Stelle. Hier fanden sie die Leiche eines ungeheuern „Tigerwolfes," der zusammengekrümmt am Eingange und gerade an der Mündung des Gewehres lag. Er war,

nachdem er den Schuß empfangen, keinen Schritt weiter gegangen — ja, er war fast ohne zu zucken verendet, denn Kugel, Pfropf und Alles war ihm durch die Rippen gegangen und in's Herz gefahren, nachdem es ihm ein furchtbares Loch in die Seite gemacht. Natürlich mußte er nur noch wenige Zoll von der Mündung gewesen sein, als seine Brust die Schnur berührt hatte und der Schuß losgegangen war.

Nachdem die Jäger das Gewehr wieder geladen, kehrten sie in ihre Betten zurück. Man sollte meinen, sie würden die selbstmörderische Hyäne von der Stelle hinweggeschleppt haben, damit ihr Kadaver nicht ihren Kameraden zur Warnung dienen und diese von der Falle hinwegscheuchen möchte. Aber Swartboy verstand die Sache besser. Anstatt durch die Leiche eines ihrer Genossen hinweggescheucht zu werden, betrachten die Hyänen dieselbe blos als willkommene Beute und verschlingen sie eben so, wie die Ueberreste einer zarten Antilope.

Dies wissend, nahm Swartboy die todte Hyäne nicht weg, sondern zog sie blos in den Kraal hinein, damit sie den andern zur Verlockung dienen möchte, hier den Eingang zu versuchen.

Noch ehe der Morgen graute, wurden die Jäger wieder durch das Knallen des Gewehres erweckt.

Dies-Mal blieben sie liegen; als aber der Tag anbrach, besuchten sie ihre Falle und fanden, daß eine zweite Hyäne allzuvoreilig wieder die verhängnißvolle Schnur berührt hatte.

Eine Nacht nach der andern setzten sie ihren Krieg gegen die Hyänen fort und verpflanzten den als Falle dienenden Kraal nach verschiedenen Localitäten in der Nachbarschaft.

Endlich waren die Hyänen beinahe ganz ausgerottet oder wurden wenigstens so selten und schüchtern, daß sie das Lager nicht weiter behelligten.

Um dieselbe Zeit jedoch zeigte sich eine andere Art von Gästen, deren Gegenwart weit mehr zu fürchten und an deren Vertilgung den Jägern noch weit mehr gelegen war. Es war dies eine Löwenfamilie.

Die Spur dieser Thiere war oft in der Nachbarschaft gesehen worden, doch dauerte es einige Zeit, ehe sie das Lager zu besuchen begannen. Um die Zeit jedoch, wo man sich der Hyänen so ziemlich entledigt hatte, traten die Löwen an ihre Stelle und fanden sich jede Nacht mit fürchterlichem Gebrüll in der Nähe des Lagers ein. So schauerlich dieses Gebrüll auch klang, so fürchteten sich doch unsere Freunde vor demselben nicht so sehr, wie man vielleicht glaubt. Sie wußten recht wohl, daß die

Löwen nicht zu ihnen auf den Baum gelangen konnten. Wären es Leoparden gewesen, so hätten sie sich vielleicht weniger sicher gefühlt, weil diese ächte Baumkletterer sind; aber bis jetzt hatten sie in dieser Gegend noch keine Leoparden gesehen und dachten daher nicht an sie.

Indessen, ganz ohne alle Furcht vor den Löwen waren sie auch nicht. Ueberdies war es ihnen ärgerlich, daß sie nach Einbruch der Nacht nicht mehr in Sicherheit von dem Baume herabsteigen konnten, sondern jede Nacht von Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang regelmäßig belagert wurden. Obschon ferner die Kuh und die Quagga's in feste Kraals eingeschlossen waren, so fürchteten sie doch jede Nacht, daß die Löwen eines oder das andere dieser Thiere in ihre Gewalt bekommen würden, und der Verlust irgend eines von ihnen, ganz besonders aber der ihrer schätzbaren Freundin, der Kuh, wäre ein für sie schwer zu tragendes Unglück gewesen.

Man beschloß daher, den Selbstschuß auch gegen die Löwen zu versuchen, da er gegen die Hyänen sich so gut bewährt hatte.

Die Construction und der Mechanismus der Falle blieben ganz so wie früher. Das Schießgewehr mußte blos etwas höher gelegt werden, so daß seine Mündung dem Herzen des Löwen gegenüber

war, was sich mit leichter Mühe bewirken ließ. Der Köder war jedoch dies Mal kein Aas, sondern ein frisch erlegtes Thier, zu welchem Zwecke man eine Antilope opferte.

Der Erfolg war wie man gewünscht. Schon in der nächsten Nacht berührte der alte Löwe die verhängnißvolle Schnur und biß in's Gras. In der nächsten Nacht fand die Löwin auf ähnliche Weise ihren Tod und nicht lange darauf auch ein ziemlich erwachsener junger Löwe.

Die Falle lag nun eine Zeit lang müssig, ungefähr eine Woche später aber ward ein halb erwachsener junger Löwe nicht weit vom Lager von Hendrik geschossen. Ohne Zweifel war es der letzte dieser Familie, denn man sah lange nachher keinen der Löwen wieder.

Mit Einem Worte, die Selbstschußfalle bewährte sich als ein treffliches Mittel gegen nächtliche Räuber.

Elftes Kapitel.

Die Webervögel.

Jetzt, nachdem die Raubthiere vernichtet oder von dem Lager hinweggescheucht waren, drohete in dieser Beziehung keinerlei Gefahr mehr, und die Kinder konnten allein gelassen werden. Totty blieb natürlich stets bei ihnen, während die vier Jäger jeder auf seinem Quagga sitzend, auf die Elephantenjagd auszogen.

Sie hatten dies schon viele Mal gethan, und da in ihrer Abwesenheit den Kindern kein Leid widerfahren war, so thaten sie es auch ferner. Jan und Trudchen wurden ermahnt, sich nicht weit von dem Nwanabaume zu verlaufen und allemal schnell die Leiter hinaufzusteigen, sobald sie ein Thier gewahrten, welches gefährlich werden könnte.

Vor der Ausrottung der Hyänen und Löwen waren sie gewohnt gewesen, in der Abwesenheit der Jäger den Baum gar nicht zu verlassen. Dies war ihnen jedoch zuletzt als unerträgliche Gefangenschaft erschienen, und jetzt wo die Gefahr nicht mehr als erheblich betrachtet ward, erlaubte man ihnen herunterzusteigen und auf der grünen Ebene zu spielen, oder an dem Rande des kleinen Sees spazieren zu gehen.

Einmal als die Jäger auch ausgezogen waren, war Trudchen hinab an das Wasser gegangen. Sie war allein, wenn wir die Gesellschaft der Gazelle ausnehmen, welche ihr, sie mochte gehen wohin sie wollte, auf dem Fuße folgte. Dieses niedliche Thier war nun völlig herangewachsen und sehr schön geworden. Es hatte große runde Augen, mit einem sanften, schmachtenden Ausdrucke wie Trudchens eigener.

Ich habe also gesagt, Trudchen war allein. Jan war am Fuße des Baumes beschäftigt und schnitzte eine neue Stange in seinen Vogelkäfig, während Totty die Kuh auf die Weide hinausgetrieben hatte. Trudchen und ihre Gazelle lustwandelten daher mit einander ganz allein.

Trudchen war aber nicht ohne Absicht hinunter an's Wasser gegangen. Sie wollte ihren Liebling

zur Tränke führen und dabei einige blaue Lilien zu ihrem Strauße pflücken. Beides hatte sie nun gethan, aber sie fuhr noch fort an dem Rande des Sees entlang zu gehen.

Auf der einen Seite des Sees, und zwar der am weitesten von dem Nwanabaume entfernten, ragte eine niedliche Landspitze in das Wasser hinein. Es war früher einmal blos eine Sandbank gewesen, aber allmählig war Gras darauf gewachsen, bis sich endlich ein grüner Rasen gebildet hatte. Der Flächeninhalt betrug im Ganzen genommen nicht viel über eine Quadratruthe, doch war die Form keine viereckige. Sie war im Gegentheil oval und am schmälsten in der Nähe des Landes, wo sie eine kaum drei Fuß breite kleine Landenge bildete. Es war mit Einem Worte eine kleine Halbinsel, die durch wenige Spatenstiche in eine vollkommene Insel hätte verwandelt werden können, wenn man es gewünscht hätte.

Eine kleine in einen See vorspringende Halbinsel ist nun durchaus nichts sehr Merkwürdiges. Man kann fast in jedem See Etwas dergleichen sehen. Die hier in Frage befangene Halbinsel hatte aber dennoch etwas Besonderes.

Auf ihrem äußersten Ende wuchs ein Baum von eigenthümlicher Form und seltsamem Laubwerk.

Es war kein großer Baum und seine Zweige hingen herab, so daß die Spitzen fast das Wasser berührten. Die hängenden Zweige und die langen lanzenspitzenförmigen silbernen Blätter machten es leicht zu sagen, was für eine Art Baum es war. Es war die babylonische oder Trauerweide, die diesen Namen erhalten hat, weil die gefangenen Juden an Bäumen dieser Gattung ihre Harfen aufhingen, als sie „an den Wasserflüssen Babylon's saßen und weinten." Dieser schöne Baum wirft seinen wallenden Schatten auf die Ströme Südamerika's eben so wie auf die Assyriens, und oft wird das Auge des Wanderers durch den Anblick ihrer silbernen Blätter erfreut, wenn er sie als sichere Anzeichen von Wasser weit über die vertrocknete, dürftige Wiese herüberschimmern sieht. Ist er ein Christ, so verfehlt er gewiß nicht, sich jener hochpoetischen Stelle der heiligen Schrift zu erinnern, welche von der babylonischen Weide spricht.

Die, welche auf der kleinen Halbinsel stand, hatte für Trudchen nicht blos das Interesse, welches jede Trauerweide hat, sondern auch noch ein anderes.

Auf den Zweigen, welche auf das Wasser herabhingen, zeigte sich eine sehr seltsame Erscheinung. Es hingen nämlich an dem Ende eines jeden Zwei-

ges eine Anzahl sonderbar geformter Gegenstände, deren untere Enden fast die Fläche des Wassers berührten. Diese Gegenstände waren, wie eben bemerkt worden, von eigenthümlicher Form. An den obern Enden — wo sie an den Aesten festhingen — waren sie kugelförmig, der untere Theil dagegen bestand aus einem langen Cylinder von viel kleinerem Durchmesser und an dem Ende dieses Cylinders befand sich der Eingang. Sie hatten einige Aehnlichkeit mit umgekehrten Salatölflaschen mit bedeutend verlängertem Halse, oder man konnte sie auch mit den Glasretorten vergleichen, die man in dem Laboratorium des Chemikers findet.

Sie waren jeder zwölf bis funfzehn Zoll lang und von grünlicher Farbe — beinahe eben so grün, als die Blätter des Baumes selbst. Waren sie die Früchte desselben?

Nein. Die Trauerweide trägt keine Früchte von dieser Größe. Es waren keine Früchte. Es waren Vogelnester!

Ja, es waren Nester einer Kolonie harmloser Vögel von dem Genus Ploceus — besser unter dem Namen der Webervögel bekannt.

Sicherlich hat der Leser schon von diesen Webervögeln gehört, und weiß, daß sie diesen Namen wegen der Geschicklichkeit erhalten haben, welche sie bei der

Verfertigung ihrer Nester entwickeln. Sie **bauen** nämlich nicht Nester wie andere Vögel, sondern **weben** sie auf eine höchst sinnreiche Weise.

Man darf nicht glauben, daß es blos **eine** Gattung Webervögel gebe — eine einzige, welche diese seltsamen Nester verfertigt. In Afrika, welches die hauptsächliche Heimath dieser Vögel ist, giebt es viele verschiedene Arten und Genera, mit deren wissenschaftlichen lateinischen Benennungen ich den Leser nicht weiter behelligen will. Jede dieser verschiedenen Gattungen bauet ein Nest von eigenthümlicher Form und jede wählt ein anderes Material als die übrigen. Einige, zum Beispiel der Ploceus icterocephalus, machen ihr Nest nierenförmig mit dem Eingange auf den Seiten und letzteren nicht kreisrund, sondern wie einen gewölbten Thorweg. Andere vom Genus Plocepassa weben ihre Nester so, daß die dicken Enden der Stiele rund herum auf der Außenseite heraus ragen und ihnen das Ansehen von hängenden Igeln geben, während die Vögel eines noch anderen Genus, welches mit dem letztern nahe verwandt ist, ihre Nester von dünnen Reisern bauen und die Enden dieser auf ähnliche Weise hervorragen lassen. Der „gesellige Großschnabel" (Loxia socia) fabrizirt eine ganze Republik von Nestern in einem Klumpen und alle unter Einem Dach. Die Ein-

gänge befinden sich in der Unterfläche dieser Masse, welche, den ganzen Wipfel eines Baumes einnehmend, das Ansehen eines Heuhaufens oder eines dichten Strohdaches hat.

Alle diese Webervögel haben, obschon verschiedenen Geschlechtern angehörend, bedeutende Aehnlichkeit mit einander in ihrer Lebensweise. Gewöhnlich sind sie Körnerfresser, obschon einige auch Insectenfresser sind und eine Gattung, der sogenannte rothschnäblige Webervogel (Textor erythrorhynchus) ein Parasit der wilden Büffel ist.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Webervögel nur in Afrika und in der alten Welt angetroffen werden, wie in den Werken vieler Naturhistoriker angegeben ist. Im tropischen Amerika findet man Vögel dieser Art in vielen Gattungen der Genera Cassicus und Icterus, welche hängende Nester ähnlicher Art auf den Bäumen des Amazonenflusses und des Orinoco bauen.

Die eigentlichen Webervögel aber — das heißt die, welche als der Typus der Klasse betrachtet werden — sind die von dem Geschlecht Ploceus, und eine Art dieses Genus war es, welche ihre hängenden Wohnungen an der Trauerweide befestigt hatte. Sie gehörten der Gattung an, welche unter

dem Namen des hängenden Webervogels (Ploceus pensilis) bekannt ist.

Es waren wenigstens zwanzig solcher Nester da, von der schon beschriebenen Form und grüner Farbe, denn das zähe „Buschmanns Gras," aus welchem sie gewoben worden, hatte noch nicht seine frische Farbe verloren und behielt dieselbe auch lange noch. Eben dieser Farbe wegen sahen sie wie wirklich Etwas, was auf dem Baume wüchse, wie große birnenförmige Früchte. Ohne Zweifel ist dies der Entstehungsgrund der Mährchen, welche Reisende des Alterthums erzählten, indem sie behaupteten, es gäbe in Afrika Bäume mit Früchten, welche, wenn man sie aufbräche, entweder lebende Vögel oder Eier von denselben enthielten.

Der Anblick der Webervögel und ihrer Nester war für Trudchen nichts Neues. Es war schon einige Zeit her, seitdem die Kolonie sich auf der Weide niedergelassen, und Trudchen und sie waren daher genau mit einander bekannt. Trudchen hatte die Vögel oft besucht, Saamenkörner gesammelt und sie ihnen zu dem Baume hingetragen, und es war unter der ganzen Kolonie nicht ein einziger, der sich nicht ohne Furcht auf ihre Hand, oder ihre hübschen weißen Schultern niedergelassen hätte, oder auf ihren blonden Locken umhergehüpft wäre. Es war ihr nichts

Ungewöhnliches, die niedlichen Thierchen auf den Zweigen umherspielen oder in die langen vertikalen Tunnel hineinkriechen zu sehen, welche nach ihren Nestern führten — es war nichts Ungewöhnliches für Trudchen, stundenlang ihrem lieblichen Gezwitscher zuzuhören, oder ihnen zuzusehen, wenn sie am Rande des Sees herumflatterten.

Sie dachte aber in diesem Augenblicke nicht an sie, sondern an etwas Anderes, vielleicht an die blauen Wasserlilien — vielleicht an die Gazelle — ganz gewiß aber nicht an die Vögel, als sie so lustig am Rande des Sees hintrippelte.

Ihre Aufmerksamkeit ward jedoch plötzlich auf die Vögel gelenkt.

Mit einem Male und scheinbar ohne Ursache begannen sie zu kreischen und um den Baum herumzuflattern, während ihr Geschrei und ihr ganzes Wesen einen hohen Grad von Aufregung und Unruhe verriethen.

Zwölftes Kapitel.

Die speiende Schlange.

„Was fehlt denn meinen guten Vögeln?“ fragte Trudchen sich selbst. „Sie sind ja so unruhig. Gleichwohl sehe ich keinen Falken. Vielleicht streiten sie sich unter einander selbst. Ich will doch näher hingehen. Ich glaube, ich werde sie bald wieder zur Ruhe bringen.“

Und mit diesen Worten beschleunigte sie ihren Schritt, ging um das Ende des Sees herum und hinaus auf die Halbinsel, bis sie unter der Weide stand.

Buschholz war hier nicht vorhanden. Der Baum stand ganz allein auf der äußersten Landspitze, und Trudchen ging bis dicht an den Stamm hinan. Hier blieb sie stehen und schauete unter die

Zweige hinauf, um zu ermitteln, was einen so hohen Grad von Aufregung unter den Vögeln hervorrufe.

So wie sie sich näherte, kamen mehrere der kleinen niedlichen Geschöpfe auf sie zugeflogen und setzten sich auf Arm und Schultern, aber nicht wie ihre Gewohnheit zu sein pflegte, wenn sie gefüttert zu werden wünschten. Sie schienen sich in einem Zustande großer Unruhe zu befinden und kamen zu ihr, um bei ihr Schutz zu suchen.

„Irgend ein Feind muß in der Nähe sein," dachte Trudchen, obschon sie keinen sehen konnte. Sie sah rings umher und blickte dann aufwärts. Es waren keine Falken in der Luft noch auf den benachbarten Bäumen — keine Raubvögel irgend einer Art. Wäre einer auf der Weide gewesen, so hätte sie ihn leicht sehen können, denn das Laubwerk war dünn, und überdies wäre ein Falke nicht auf dem Baume geblieben, während sie so nahe gestanden hätte. Was hatte demnach diese Unruhe unter den Vögeln erweckt? Was erweckte sie noch fortwährend? — denn sie zwitscherten unaufhörlich und erschrocken durch einander. Ha! endlich erscheint der Feind; endlich ruhen Trudchens Augen auf dem Ungeheuer, welches die friedliche Kolonie der stillen fleißigen Weber gestört und sie in so gewaltige Aufregung versetzt hat.

Langsam auf einem horizontalen Zweige hinkriechend und denselben in einer langen Spirale schließend, zeigte sich der Körper einer großen Schlange. Ihre Schuppen glänzten so wie sie sich bewegte, und der Glanz dieser war es, was Trudchens Auge gefesselt und sie auf dieses scheußliche Thier gelenkt hatte.

Als sie es zuerst erblickte, glitt es, wie schon gesagt, spiralförmig längs eines der Horizontalzweige der Weide hin und kam gleichsam von den Nestern der Vögel. Kaum aber ruheten Trudchens Augen darauf, so verließ der lange schlüpfrige Leib den Ast und kroch den nächsten Augenblick schon mit dem Kopfe vornweg den Hauptstamm des Baumes hinab.

Trudchen hatte kaum Zeit, zurückzufahren, so war der Kopf der Schlange schon der Stelle gegenüber, wo sie gestanden. Wäre sie stehen geblieben, so hätte die Schlange sie ohne Zweifel sofort gebissen; denn als das Ungeheuer diesen Punkt erreichte, lös'te es seinen Kopf von dem Baume, sperrte den Rachen weit auf, streckte die gespaltene Zunge heraus und zischte furchtbar. Es war augenscheinlich wüthend, theils weil ihm seine Raubpläne fehlgeschlagen waren, denn es war nicht im Stande gewesen, die Nester der Vögel zu erreichen, theils weil die letztern es wiederholt mit ihren Schnäbeln gehackt und ihm ohne Zweifel dadurch be-

deutende Schmerzen verursacht hatten. Noch mehr gereizt ward es durch Trudchens Hinzukommen, in der es die Befreierin seiner ersehnten Opfer erkannte.

Von welcher Art aber auch die Gedanken der Schlange in diesem Augenblicke sein mochten, so war ihre Wuth doch unverkennbar, wie die Bewegung des Kopfes und das Blitzen der Augen verrieth, und sie würde sicherlich auf jedes Geschöpf gesprungen sein, welches das Unglück ihr in den Weg geführt hätte.

Trudchen hatte jedoch durchaus nicht die Absicht, ihr in den Weg zu kommen, wenn sie es vermeiden konnte. Es war vielleicht — denn sie verstand es nicht so genau — eine unschädliche Schlange, aber dennoch ist eine Schlange von beinahe sechs Fuß Länge, mag sie nun unschädlich oder giftig sein, jedenfalls ein Gegenstand, in dessen Nähe man sich nicht behaglich fühlt, und Trudchen war daher unwillkürlich auf die Seite gesprungen, und hielt sich so weit entfernt als das Wasser ihr gestattete.

Sie wollte erst über die schmale Landenge zurücklaufen, aber es war, als ob ihr Jemand sagte, die Schlange stehe im Begriff, diese Richtung ebenfalls einzuschlagen und könne sie einholen. Dieser Gedanke bewog sie, auf die eine Seite der Halbinsel zu gehen, in der Hoffnung, daß die Schlange

dem Wege folgen werde, der nach dem Festlande führte.

So stand sie dicht an dem Rande des Wassers und betrachtete das entsetzliche Thier und zitterte.

Hätte Trudchen die näheren Eigenschaften dieser Schlange gekannt, so würde sie um so mehr gezittert haben. Sie sah hier nämlich eine der allergiftigsten Slangen, die schwarze Naja, oder die sogenannte speiende Schlange, die Cobra Afrika's und weit gefährlicher als ihre Verwandte die Cobra di capello Indiens, weil sie in ihren Bewegungen weit schneller und ihr Biß eben so tödtlich ist.

Trudchen wußte das nicht. Sie wußte blos, daß sie hier eine große häßliche Schlange vor sich sah, die beinahe zwei Mal so lang war als sie selbst, mit einem großen offenen Rachen und schimmernder Zunge, anscheinend bereit, sie zu verschlingen. Dies war allerdings schon furchtbar genug für das arme Trudchen, und sie schauete und zitterte, und zitterte und schauete.

So zornig auch die Cobra zu sein schien, so wendete sie sich doch nicht seitwärts, um Trudchen anzugreifen. Auch blieb sie nicht bei dem Baume. Nachdem sie ihr langes lautes Zischen ausgestoßen, ließ sie sich auf den Boden herab und glitt rasch davon.

Sie bewegte sich grade nach der Landenge zu, als ob sie beabsichtigte, dieselbe zu überschreiten und sich in ein Gebüsch zurückzuziehen, welches in einiger Entfernung auf dem Festlande stand.

Trudchen hoffte, daß dies ihre Absicht sei, und fing eben an, sich wieder sicher zu fühlen, als mit einem Male die Schlange sich auf der schmalen Landenge zusammenringelte, als ob sie hier zu bleiben beabsichtigte.

Sie hatte dieses Manöver so plötzlich und anscheinend so ohne alle vorherige Ueberlegung ausgeführt, daß Trudchen sich umsah, um die Ursache zu entdecken. Noch einen Augenblick vorher glitt die Schlange eiligst davon und streckte ihren naßschimmernden Körper seiner vollen Länge nach auf dem Boden aus. Einen Augenblick später hatte sie die Gestalt eines zusammengeringelten Taus angenommen, über dessen Rand der grimmige Kopf hervorragte mit der breit ausgedehnten schuppigen Haut des Halses, die jene haubenähnliche Form annahm, welche die Cobra charakterisirt.

Trudchen sah sich, wie wir schon gesagt haben, nach der Ursache dieses plötzlichen Wechsels in der Taktik der Schlange um, und erfuhr dieselbe auf den ersten Blick.

Von dem Rande des Sees zog sich ein sanfter

Abhang bis in die Ebene hin. Dieser Abhang bildete zugleich den Weg zu der kleinen Halbinsel. Als Trudchen dorthin blickte, sah sie die Gazelle, welche diesen Abhang herunter kam. Es war also die Annäherung der Antilope, was den Rückzug der Schlange unterbrochen hatte.

Als Trudchen die Schlange zuerst bemerkte, hatte sie einen Schreckensruf ausgestoßen. Dieser Schrei hatte ihren Liebling herbeigerufen, welcher im Grase weidend zurückgeblieben war und, jetzt seinen weißen Schwanz emporreckend und während seine großen braunen Augen vom Ausdruck der Neugier schimmerten, herbeigesprungen kam. Er sah seine Herrin draußen auf der Halbinsel. Hatte sie gerufen? Warum hatte sie diesen seltsamen Schrei ausgestoßen? Da drüben stand sie. Er wollte zu ihr hingaloppiren und sehen, was es gäbe, und während solche Gedanken ihm durch den Kopf gingen, sprang das freundliche Thier das Ufer hinab nach dem Rande des Sees.

Trudchen zitterte für ihren Liebling. Noch ein Sprung, und er stand dicht vor der lauernden Schlange — noch ein Sprung — „ha! er ist gerettet!"

Diese Worte entschlüpften den Lippen des jungen Mädchens, als es den Springbock hoch aufbäu-

men und in einem weiten Bogen über die zusammengeringelte Schlange hinwegspringen sah. Die Antilope hatte die Schlange noch Zeit genug bemerkt, und rettete sich durch einen jener furchtbaren Sätze, die nur ein Springbock thun kann. Das zutrauliche Thier lief nun, nachdem es die Gefahr hinter sich hatte, auf seine Herrin zu, stellte sich vor sie hin und schauete sie mit seinen großen glänzenden Augen fragend an.

Der Angstruf Trudchens hatte aber auch noch Jemand anders herbeigerufen. Zu ihrem Entsetzen sah sie nämlich jetzt den kleinen Jan den Abhang herunter und gerade auf die Stelle zugelaufen kommen, wo die Cobra zusammengeringelt lag.

Dreizehntes Kapitel.

Der Schlangenfresser.

Jan's Gefahr war eine drohende. Er stürzte ungestüm und Nichts ahnend auf die zusammengeringelte Schlange los. Er wußte nicht, daß sie vor ihm lag. Keine Warnung konnte ihn Zeit genug erreichen, um seiner Eile Einhalt zu thun. Einen Augenblick später hatte er den schmalen Pfad erreicht und dann konnte keine menschliche Macht ihn vor dem tödtlichen Bisse retten. Es wäre ihm unmöglich gewesen, beiseite oder über die Schlange hinwegzuspringen, wie die Antilope gethan; denn Trudchen hatte schon damals bemerkt, daß die Cobra ihren langen Hals mehrere Fuß hoch emporgereckt hatte. Ganz gewiß packte sie den kleinen Jan und ringelte sich um ihn. Dann war Jan verloren.

Einige Augenblicke lang war Trudchen sprachlos. Der Schrecken hatte ihr die Sprache geraubt. Sie konnte blos kreischen und wild die Arme um sich werfen. Diese Demonstrationen aber machten, anstatt Jan vor der Gefahr zu warnen, dieselbe nur um so gewisser. Er brachte das Geschrei, welches Trudchen jetzt ausstieß, mit dem in Verbindung, welches ihn zuerst hierher gerufen. Irgend Etwas war mit ihr, obschon er nicht wußte, was; da sie aber fortfuhr zu kreischen, so glaubte er, ein wildes Thier habe sie angegriffen. Er dachte, es könne vielleicht eine Schlange sein; mochte es aber sein, was es wollte, so war sein erster Impuls der, ihr zur Rettung zu eilen. Natürlich konnte er nicht eher Etwas helfen, als bis er dicht bei ihr war, und deßhalb fiel es ihm auch nicht ein, eher Halt zu machen, als bis er die Stelle erreicht haben würde, auf der sie stand.

Ihr Gekreisch daher und die wilden Geberden, die dasselbe begleiteten, bewogen ihn nur, um so schneller zu rennen, und da seine Augen forschend und ängstlich auf Trudchen gerichtet waren, so war nicht die mindeste Hoffnung vorhanden, daß er die Schlange eher bemerken würde, als bis er entweder auf sie getreten wäre oder ihren verderblichen Biß gefühlt hätte.

Trudchen stieß einen letzten Warnungsruf aus und mit demselben zugleich die Worte:

„O Bruder! zurück! zurück! Die Schlange! die Schlange!"

Die Worte aber wurden vergebens gesprochen. Jan hörte sie, verstand aber nicht den Sinn derselben. Er hörte das Wort „Schlange." Das hatte er erwartet. Eine Schlange hatte Trudchen angegriffen, und obschon er sie nicht sah, so hatte sie sich ohne Zweifel ihr schon um den Leib geschlungen. Er eilte deßhalb weiter.

Schon war er nur noch sechs Schritte von dem Ungeheuer entfernt, welches seinen langen haubenartig gespreizten Hals emporgerichtet hatte, um ihn zu empfangen. Noch ein Augenblick, und seine Giftzähne schlugen tief in das Fleisch des armen Knaben.

Mit einem Schrei der Verzweiflung stürzte Trudchen vorwärts. Sie hoffte das Ungeheuer auf sich selbst zu locken. Sie wollte ihr eigenes Leben riskiren, um das ihres Bruders zu retten.

Sie hatte sich dem drohenden Thiere bis auf sechs Fuß genähert. Jan war auf der andern Seite noch ungefähr eben so weit davon entfernt. Die Gefahr war für Beide gleich, und Eines oder das Andere, — vielleicht Beide, — würden der todbringenden Cobra zum Opfer gefallen sein, wenn

nicht in diesem Augenblicke ihr Retter erschienen wäre. Ein dunkler Schatten ging unter ihren Augen hinweg, — in ihren Ohren hallte ein Rauschen gleich dem eines fallenden Körpers, und in demselben Augenblicke schoß zwischen ihnen ein großer Vogel herab.

Er setzte sich nicht erst nieder. Einen Augenblick lang fächelten seine starken breiten Flügel die Gesichter der beiden Kinder; im nächsten Augenblicke aber schon machte der Vogel eine Anstrengung und stieg senkrecht wieder empor.

Trudchens Augen fielen auf den Boden. Die Cobra war nicht mehr da.

Mit einem Freudenrufe sprang Trudchen vorwärts, schloß Jan in ihre Arme und rief:

„Wir sind gerettet, Bruder, — wir sind gerettet!“

Jan war ganz verdutzt; bis jetzt hatte er noch gar keine Schlange gesehen. Er hatte den Vogel zwischen ihnen niederschießen sehen, dieser aber hatte die Cobra so geschickt gepackt und davongetragen, daß Jan, der nur Trudchen ansah, die Schlange in seinem Schnabel nicht bemerkt hatte. Er war noch ganz erschrocken; denn er glaubte immer noch, Trudchen sei in Gefahr.

Als er sie ausrufen hörte: „Wir sind gerettet!“ ward er nur noch mehr verdutzt.

„Aber die Schlange!“ rief er, „wo ist denn die Schlange?“

Während er diese Fragen that, betrachtete er Trudchen vom Kopfe bis zum Fuße, als ob er erwartete, sich eine Schlange um irgend einen Theil ihres Körpers winden zu sehen.

„Die Schlange, Jan? Hast Du sie denn nicht gesehen? Sie war ja eben noch hier, zu unsern Füßen, doch jetzt, siehe, da drüben ist sie. Der „Secretair“ hat sie geholt. Siehe, sie kämpfen mit einander! Guter Vogel! Ich hoffe, er werde den Schurken züchtigen, der meine niedlichen Weber berauben wollte. So ist's recht, guter Vogel! Immer zu! Siehe, Jan! Ach, welch ein Kampf!“

„Ach!“ rief Jan, dem nun erst die ganze Sache klar ward. „Ja, allerdings jetzt sehe ich eine Schlange und auch den Vogel. Fürchte Nichts, Trudchen! Verlasse Dich auf meinen Secretair. Er wird dem schuftigen Räuber seine Klauen zu kosten geben. Siehe, wie er ihn hackt! Noch ein paar Mal so und es wird nicht viel Leben mehr in dem schuppigen Hallunken zurückbleiben. So ist's recht. Immer zu!“

Mit diesen und ähnlichen Ausrufungen standen

die beiden Kinder da und beobachteten den grimmigen Kampf, der zwischen dem Vogel und der Schlange wüthete.

Dieser Vogel war aber auch ein sehr merkwürdiger, — so merkwürdig, daß es in der ganzen Welt keinen zweiten dieser Art giebt. An Form glich er einem Kranich; denn er hatte sehr lange Beine und war ungefähr auch von derselben Höhe und Größe wie ein Kranich. Sein Kopf und Schnabel jedoch glichen mehr dem eines Geiers oder Adlers. Er hatte große Flügel, war mit Sporen bewaffnet und hatte einen sehr langen Schweif, dessen zwei Mittelfedern länger waren, als die übrigen. Seine Farbe war im Allgemeinen gräulichblau, die Kehle und Brust weiß und die Flügel waren hier und da röthlich schattirt. Das Merkwürdigste an dem Vogel aber war vielleicht sein Kamm. Dieser bestand aus einer Anzahl langer, schwärzlicher Federn, die aus dem Hinterhaupte herauswuchsen und sich den Rücken hinunter bis beinahe auf die Schultern erstreckten. Dies gab dem Vogel ein sehr eigenthümliches Ansehen, und die eingebildete Aehnlichkeit mit einem Secretair der alten Zeit, der seinen langen Kiel hinter dem Ohre trägt, — ehe Stahlfedern in Aufnahme kamen, — ist der Grund, aus welchem der Vogel

den sehr unangemessenen Namen des Secretairvogels erhalten hat.

Weit richtiger nennt man ihn auch den „Schlangenfresser," und die Naturforscher haben ihm den Namen Gypogeranus oder „Kranich-Geier" gegeben. Zuweilen nennt man ihn auch den „Boten," und zwar wegen der gesetzten stolzen Weise seines Ganges, wenn er über die Ebene hinschreitet.

Von allen Namen ist der des Schlangenfressers der, welcher dem Charakter des Vogels am angemessensten ist. Allerdings giebt es auch noch andere Vögel, welche Schlangen tödten und verzehren, wie zum Beispiel der Guacovogel in Südamerika, und viele Habichte und Falken; der Secretairvogel aber ist das einzige beflügelte Geschöpf, welches Reptilien dieser Art ausschließlich zu seiner Beute macht und einen beständigen Krieg gegen sie führt.

Eigentlich ist es nicht ganz richtig, wenn man sagt, er nähre sich ausschließlich von Schlangen. Er frißt auch Eidechsen, Schildkröten und sogar Heuschrecken; Schlangen aber sind doch immer seine Lieblingsspeise, und um diese zu erlangen, riskirt er sein Leben in manchem tödtlichen Kampfe mit Schlangen von ziemlich großer Gattung.

Der Schlangenfresser ist ein afrikanischer Vogel und nicht Südafrika allein eigenthümlich; denn man

findet ihn auch in Senegambien. Eben so ist er auf den Philippinen heimisch. Es wird noch bezweifelt, ob die Gattung auf den Philippinen mit den afrikanischen identisch ist. Man bemerkt nämlich einen Unterschied in dem Gefieder, obschon nur einen sehr unbedeutenden. Die Stellung der Kammfedern ist anders und auch die Schwanzfedern sind anders gestellt. Bei der afrikanischen Art sind die beiden mittleren die längsten, während bei dem Schlangenfresser der Philippinen die beiden Außenfedern hervorragen und dem Vogel das Ansehen geben, als hätte er eine Gabel oder einen Schwalbenschwanz. Eben so hat man auch einige Unterscheidungspunkte zwischen dem südafrikanischen Vogel und dem von Gambia bemerkt.

Der Schlangenfresser steht jedoch einzig in seiner Art da, und die Naturforscher, die nicht im Stande gewesen sind, ihn mit Habichten, Falken, Geiern oder Kranichen in Eine Klasse zu werfen, haben erklärt, daß er eine besondere Familie und Klasse und ein besonderes Genus für sich selbst bilde.

In Südafrika besucht er die großen Ebenen und trockenen Käruhs, auf denen er umherstolzirt, um seine Beute zu suchen. Er ist nicht gesellig, sondern lebt einsam oder paarweise und baut sein Nest auf Bäumen, — gewöhnlich Dornenbäumen, — was dasselbe im höchsten Grade unzugänglich macht. Das,

ganze Gebäude hält etwa drei Fuß im Durchmesser und gleicht den Nestern der auf Bäumen nistenden Adler. Gewöhnlich ist es mit weichen Federn ausgelegt und zwei oder drei Eier sind die Zahl, die auf einmal zum Ausbrüten gelangen.

Der Schlangenfresser ist ein vortrefflicher Läufer und bringt mehr Zeit auf den Beinen zu, als im Fluge. Er ist ein scheuer, vorsichtiger Vogel, läßt sich aber nichtsdestoweniger sehr leicht zähmen und man sieht ihn daher sehr häufig um die Häuser der Capfarmer herum, wo er wegen seiner Dienste beim Vertilgen von Schlangen, Eidechsen und anderem Ungeziefer sehr gern gehegt wird. Man hat ihn auch schon längst auf den westindisch-französischen Inseln eingeführt und naturalisirt, um ihn Krieg gegen die gefährliche „gelbe Schlange“ (Trigonocephalus lanceolatus), die große Plage der dortigen Pflanzungen, führen zu lassen.

Nun war der Vogel, welcher zu so gelegener Zeit zwischen Jan und Trudchen erschienen war und ohne Zweifel Eines oder das Andere oder auch Beide vor dem tödtlichen Bisse der speienden Schlange gerettet hatte, ein Schlangenfresser, — nämlich ein gezähmter, — der in den Aesten des großen Nwanabaumes seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Die Jäger hatten ihn von irgend einem Thiere, vielleicht

einer großen Schlange, verwundet auf der Ebene gefunden und als Curiosität mit nach Hause gebracht. Im Laufe der Zeit heilten seine Wunden vollkommen, die Güte und Pflege aber, die man ihm während seiner Krankheit zu Theil werden lassen, waren an ihm nicht weggeworfen. Als er den Gebrauch seiner Flügel wieder erlangte, weigerte er sich, die Gesellschaft seiner Beschützer zu verlassen, und blieb für immer in dem Lager, obschon er häufige Ausflüge in die umliegenden Ebenen machte, um seine Lieblingsnahrung zu suchen. Des Nachts kehrte er jedoch stets wieder zurück und schlief auf einem Aste des großen Nwanabaumes. Natürlich war er Jan's Liebling und Jan war sehr gut mit ihm, und nun vergalt er diese Güte, indem er ihn vor den Klauen der giftigen Cobra rettete.

Die Kinder, die sich mittlerweile von ihrem Schrecken erholt hatten, blieben stehen und beobachteten den seltsamen Kampf zwischen der Schlange und dem Schlangenfresser.

Als der Vogel die Schlange zuerst packte, hatte er sie mit dem Schnabel am Halse gefaßt. Es wäre ihm dies vielleicht nicht sofort gelungen, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Schlange durch die Kinder beschäftigt und sie dadurch verhindert worden wäre, auf ihrer Hut zu sein.

Nachdem es dem Vogel gelungen, die Schlange zu packen, stieg er in gerader Richtung viele Ellen hoch empor, öffnete dann den Schnabel und ließ die Schlange auf die Erde niederfallen. Sein Zweck hierbei war, die Schlange durch den Fall zu betäuben, und um dies auf wirksamere Weise zu thun, würde er die Cobra noch höher getragen haben, wenn diese letztere es nicht dadurch verhindert hätte, daß sie sich um seine Flügel zu ringeln versuchte.

Als der Schlangenfresser seine Beute fallen ließ, blieb er nicht in der Luft schweben. Im Gegentheile schoß er der fallenden Schlange nach, und in dem Augenblicke, wo sie den Boden berührte, und ehe sie sich noch auf die Defensive stellen konnte, packte sie der Vogel wieder mit ausgebreiteter Kralle und versetzte ihr einen heftigen Hieb in der Nähe des Halses. Die Schlange war nur noch wenig beschädigt und ringelte sich sofort zusammen, und reckte den Kopf zur Vertheidigung hervor. Ihr Rachen war weit geöffnet, ihre Zunge ragte heraus und ihre Augen blitzten vor Wuth und Gift. Ein furchtbarer Gegner schien sie zu sein und einen Augenblick lang schien der Secretair dies auch zu denken, während er ihr auf dem Boden gegenüber stand.

Bald aber begann er seinen Angriff zu erneuern, obschon er sehr vorsichtig gegen die Schlange

anrückte. Einen seiner starken Flügel wie ein Schild ausbreitend, näherte er sich der Schlange von der Seite und drehete sich, sobald er nahe genug war, plötzlich auf seinem Beine wie auf einem Zapfen herum und versetzte mit dem andern Flügel der Schlange einen heftigen Schlag. Er traf den Kopf der Schlange und schien sie zu betäuben. Ihr Hals sank zusammen und die Ringel wurden locker. Ehe sie sich wieder ermannen konnte, befand sie sich schon wieder in dem Schnabel des Schlangenfressers und ward durch die Luft emporgeschleppt.

Dies Mal stieg der Vogel zu einer weit größeren Höhe als zuvor, weil er nicht durch das Krümmen der Schlange gehemmt ward, ließ dann, wie zuvor, die Schlange fallen und schoß plötzlich hinterdrein.

Als die Schlange den Boden zum zweiten Mal erreichte, lag sie einen Augenblick lang wie todt oder betäubt da. Sie war indessen noch nicht todt, und würde sich wieder zusammengeringelt haben, aber ehe sie dies thun konnte, hatte der Vogel sie mit seiner hornigen Kralle mehrmals in den Hals gehackt und endlich führte er, die Gelegenheit abwartend, und als der Kopf der Schlange flach auf dem Boden lag, mit seinem scharfen Schnabel einen so heftigen Hieb daß er den Hirnschädel der Schlange entzweispaltete. Nun war das Leben entflohen und die scheusliche Ge-

stalt lag in ihrer vollen Länge regungslos auf dem Grase ausgestreckt.

Jan und Trudchen klatschten in die Hände und stießen einen Freudenruf aus.

Der Schlangenfresser achtete nicht weiter auf diese Freudenbezeigungen, sondern näherte sich der todten Cobra, bog sich darüber und begann ganz kaltblütig sie zu schmausen.

Vierzehntes Kapitel.

Totty und die Schakmas.

Van Bloom und seine Familie waren nun schon seit Monaten ohne Brot. Indessen waren sie nicht ohne ein Ersatzmittel desselben, da verschiedene Wurzeln und Nüsse ihnen eine Veränderung in ihrer Kost möglich machten. Von den letztern hatten sie die Erd- oder Schweinenuß (Arachis hypogaea), welche in allen Theilen von Südafrika wächs't und ein Hauptnahrungsmittel der Ureinwohner bildet. An Gemüsen hatten sie das Mark vieler Gattungen von Ixias und Mesembryanthemums, unter andern auch die sogenannte Hottentottenfeige (Mesembryanthemum edule). Eben so hatten sie das Kaffernbrot — das innere Mark der Stengel einer Art Zemia, und die „Kaffernkastanie," die Frucht des Brabeium stellatum,

und endlich, und zwar hauptsächlich, die ungeheuern Wurzeln des „Elephantenfußes“ (Testudinaria elephantipes). Sie hatten überdies wilde Zwiebeln und Schnittlauch, und in den weißen Blumenköpfen einer schönen Schwimmpflanze (Aponogeton distachys) fanden sie ein Surrogat für Spargel.

Alle diese Wurzeln und Früchte waren in der Nähe zu erlangen und Niemand verstand besser, sie zu finden und, wenn sie gefunden waren, auszugraben, als Swartboy, der Buschmann. Dies war auch nicht zu verwundern, denn in seinen jüngeren Tagen hatte er sich oft genöthigt gesehen, wochen-, ja monatelang sich blos von Wurzeln zu nähren.

Obschon sie sich aber einen fortwährenden Vorrath von diesen Naturerzeugnissen verschaffen konnten, so betrachteten sie dieselben doch nur als dürftiges Ersatzmittel für Brot, und Alle sehnten sich sehr wieder einmal nach dem „Stabe des Lebens,“ obschon in Südafrika, wo so viele Menschen ausschließlich vom Fleisch der Thiere leben, das Brot kaum Anspruch auf eine solche Benennung machen kann.

Aber nun hatten sie Hoffnung, wirklich Brot zu bekommen, und zwar bald. Als sie aus ihrem alten Kraal fortzogen, hatten sie einen kleinen Sack Mais mitgenommen. Es war der Rest von dem Vorrath des vorigen Jahres und im Ganzen nicht

viel über ein Scheffel. Dies war aber genug zum Säen und mußte bei gehöriger Zurichtung des Bodens eine Ernte von vielen Scheffeln gewähren.

Die Bestellung der Saat war kurz nach ihrer Ankunft an ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte erfolgt. Nur wenige Hundert Schritte von dem Nwanabaume entfernt, hatte man einen fruchtbaren Boden ausgewählt. Dieser war, in Ermangelung eines Pfluges, mit dem Spaten bearbeitet und dann der Saame sorgfältig eingebracht worden. Manche Stunde hatte man später dem Jäten und Hacken gewidmet und um jede Pflanze einen kleinen Hügel von weicher Erde aufgeworfen, um die Wurzeln desto besser zu nähren und vor der Sonnenhitze zu schützen. Auch begossen wurden die Pflanzen dann und wann.

Theils wegen dieser Aufmerksamkeit und theils wegen der Fruchtbarkeit des Urbodens ging die Saat prachtvoll auf und die Halme wurden volle zwölf Fuß hoch mit beinahe einen Fuß langen Aehren. Sie waren nun bald reif und van Bloom gedachte in etwa acht bis zehn Tagen die Erntearbeiten zu beginnen.

Sowohl er als seine Leute freuten sich auf Maisbrot so wie auf verschiedene von Mais herzustellende Gerichte, auf deren Bereitung Totty sich sehr gut verstand.

Gerade um diese Zeit aber ereignete sich ein Vorfall, der sie beinahe nicht blos ihrer ganzen zu hoffenden Maisernte, sondern auch ihrer geschätzten Haushälterin und Wirthschafterin Totty beraubt hätte. Die Sache ging folgendermaßen zu:

Totty befand sich auf der Platform in den Zweigen des großen Nwanabaumes, von wo man die Aussicht in das Maisfeld so wie auf die jenseits liegende Ebene bis an den Fuß der Felsenhöhen hatte.

Sie war mit Wirthschaftsangelegenheiten beschäftigt, als ihre Aufmerksamkeit auf einmal durch ein seltsames Geräusch erregt ward, welches sich von dieser Richtung her vernehmen ließ. Sie bog die Aeste des Baumes aus einander und schaute hindurch. Ein seltsames Schauspiel bot sich ihren Augen dar — ein Anblick von nicht gewöhnlicher Art.

Eine Anzahl seltsam gestalteter Thiere, wohl zweihundert oder mehr an der Zahl, kam von den Felsenhöhen her. Es waren Geschöpfe von sehr abstoßender Gestalt, an Größe großen schlechtgeformten Hunden nicht unähnlich und von grünlich brauner Farbe. Blos ihre Gesichter und Ohren waren schwarz und nackt, während ihre Leiber mit grobem Haar bedeckt waren. Sie hatten lange Schwänze,

welche einige von ihnen hoch in der Luft trugen und auf sehr excentrische Weise hin und her schwenkten.

Totty erschrak durchaus nicht. Sie wußte, was für eine Art von Thieren es war. Sie wußte, daß es Paviane waren. Sie gehörten der Gattung an, welche unter dem Namen des Pavians mit dem Schweinegesicht oder „Schakma" (Cynocephalus porcarius) bekannt ist und die man in fast jedem Theile Südafrika's antrifft, wo es hohe Felsen mit Höhlen und Spalten giebt, weil diese letzteren der Lieblingsaufenthalt der Paviane sind.

Von allen Affenarten sind die Paviane oder hundeköpfigen Affen (Cynocephali) an Gestalt und Physiognomie die widerwärtigsten. Wer fühlt sich nicht angeekelt, wenn er den scheußlichen Mandrill, die Hamadryas oder auch den Schakma betrachtet? Und alle diese sind Paviane.

Die Paviane sind in Afrika heimisch und es giebt sechs wohlbekannte Arten davon — den gewöhnlichen Pavian von Nordafrika, den „Papion" der Süd- und Westküste, die „Hamadryas" oder den Tartarin von Abyssinien, den „Mandrill" und „Drill" von Guinea und den Schakma der Capcolonie.

Die Eigenschaften dieser Thiere sind eben so widerwärtig als ihre äußere Erscheinung. Man kann sie allerdings zähmen und hätscheln, aber sie sind

gefährliche Lieblinge, denn sie beißen, wenn sie nur im Geringsten gereizt werden, sofort die Hand, welche sie füttert.

Die bedeutende Stärke ihrer Arme und Beine und ihrer Kinnlade, so wie ihre langen Hundszähne geben ihnen eine furchtbare Gewalt, von der sie oft Gebrauch machen. Kein Hund ist einem derselben gewachsen, und selbst die Hyäne und der Leopard kommen in einem Kampfe mit einem Pavian häufig sehr schlecht weg.

Sie sind indessen keine Fleischfresser und reißen ihren Feind nur in Stücken, ohne ihn zu verzehren. Ihre Nahrung besteht aus Früchten und eßbaren Wurzeln, die sie mit den scharfen Nägeln ihrer Hände sehr geschickt aus der Erde zu graben verstehen.

Obschon sie den Menschen nicht angreifen, wenn man sie unbehelligt läßt, so werden sie doch gefährliche Feinde, wenn man sie jagt, oder zum Stehen bringt.

Es werden unter den Ansiedlern von Südafrika eine Menge seltsame Geschichten erzählt, wie zum Beispiel, daß sie dem Reisenden seine Lebensmittel stehlen und dann sich eine Strecke weit entfernen und seiner spotten, während sie den Raub verzehren.

Die Eingeborenen behaupten auch, daß sie sich zuweilen eines Stockes beim Gehen, beim Wur-

zelausgraben und zur Selbstvertheidigung bedienen. Wenn es einem jungen Pavian gelungen ist, eine lockere Wurzel zu entdecken und ein älterer dies bemerkt, so nimmt er, sagt man, sie ihm weg; sollte der junge sie jedoch bereits verschlungen haben, so packt ihn der alte, hält ihn mit dem Kopfe abwärts und schüttelt ihn so lange, bis er sie wieder von sich giebt.

Viele dergleichen Geschichten werden in dem Lande der Boers erzählt und sie sind nicht alle ohne Grund, denn diese Thiere besitzen die Fähigkeit der Ueberlegung in hohem Grade.

Totty sah von ihrem hohen Standpunkte aus genug, um sich davon zu überzeugen, wenn sie geneigt gewesen wäre, zu philosophiren. Dies war sie aber nicht. Sie war blos ein wenig neugierig, was die Thiere wohl beginnen würden, und rief Trudchen und den kleinen Jan auf den Baum herauf, damit sie das Schauspiel mit ihr theilen möchten. Die Andern waren alle auf der Jagd.

Jan freute sich und rannte sogleich die Leiter hinauf, Trudchen that dasselbe und alle Drei standen da und beobachteten die sonderbaren Bewegungen der vierhändigen Geschöpfe. Sie bemerkten, daß der Trupp in einer gewissen Ordnung marschirte. Auf den beiden Flügeln befanden sich Aufpasser, und

Anführer gingen voran. Diese letzteren waren Paviane von höherem Alter und größerer Stärke, als die übrigen. Man vernahm allerhand Rufe und Signale, und der wechselnde Accent und Ton mußte Jeden überzeugen, daß eine regelmäßige Conversation im Gange war. Die Weibchen und Jungen marschirten der größern Sicherheit wegen in der Mitte. Die Mütter trugen ihre Kinder auf dem Rücken oder über den Schultern. Bald blieb eine Mutter stehen, um ihr Junges zu säugen und ihm gleichzeitig das Haar glatt zu streichen, worauf sie dann schnell hinter den andern drein galoppirte, um die versäumte Zeit wieder mit einzubringen. Bald sah man eine andere ihr Kind schlagen, weil es auf irgend eine Weise ihren Unwillen erregt hatte. Bald zankten sich zwei junge Weibchen aus Eifersucht oder aus irgend einem andern Grunde, und dann begann ein furchtbares Geplapper, welches endlich durch das laute drohende Bellen eines der Häuptlinge zum Schweigen gebracht ward.

So kamen sie plappernd und kreischend und bellend über die Ebene, wie man es nur von Affen sehen und hören kann.

Was hatten sie vor?

Diese Frage ward sehr bald beantwortet. Trudchen, Jan und Totty sahen zu ihrem Entsetzen, daß

die Paviane nicht aus langer Weile gekommen waren. Sie wollten dem Maisfelde einen Besuch abstatten!

Nach wenigen Minuten war die Mehrzahl des Trupps in das Feld hinein und verschwand hinter den hohen Halmen und den breiten Blättern der Pflanze. Nur einige wenige sah man noch — große alte Burschen, die außerhalb als Schildwachen stehen blieben und einen fortwährenden Austausch von Signalen unterhielten. Die große Masse war schon im Begriffe, die Pflanzen ihrer kostbaren Frucht zu berauben.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung zeigte sich jenseits des Getreidefeldes, wo eine Reihe von Pavianen, in gleicher Entfernung von einander stehend, sich bis an den Fuß der Felsenhöhen hinzog. Diese Kette war in Folge eines regelmäßigen Manövers, so wie der Trupp über die Ebene hinwegmarschirte, zurückgelassen worden. Aber zu welchem Zwecke?

Dies zeigte sich sehr bald. In weniger als zwei Minuten, nachdem die Hauptmasse unter den Maispflanzen verschwunden war, sah man die langen Aehren wie von Menschenhand geworfen nach jener Kette zufliegen! Die an dem dem Maisfelde zunächst befindlichen Ende der Kette stehenden Paviane hoben sie sofort auf, warfen sie dem nächsten zu, dieser

wieder dem nächsten, und so weiter, bis in sehr kurzer Zeit, nachdem eine Aehre von dem Halme abgepflückt worden, sie in dem Magazine der Paviane, fern unter den Felsenhöhen, niedergelegt ward. Hätte diese Operation noch lange gedauert, so würde für den armen van Bloom eine nur sehr dürftige Ernte übrig geblieben sein. Die Paviane hielten das Getreide für reif genug und würden bald mit dem Einernten fertig gewesen sein, wenn nicht in diesem Augenblicke ihre Arbeit unterbrochen worden wäre.

Totty überlegte nicht die Gefahr, deren sie sich aussetzte, als sie mit Nichts weiter als einem langen Besenstiel hinauseilte, um eine ganze Heerde Schakmas zu verjagen. Sie dachte nur an den Verlust, der ihrem guten Herrn zugefügt ward, sprang deßhalb schnell die Leiter hinab und rannte spornstreichs nach dem Maisfelde. Mehrere Schildwachen, auf die sie am Rande des Feldes stieß, grins'ten, plapperten, kreischten, bellten und zeigten ihre langen Hundszähne, erhielten aber von ihr blos einige Hiebe über die häßlichen Schnauzen. Ihr Geschrei lockte die andern herbei und binnen wenigen Augenblicken stand die arme Hottentottin mitten in einem Ringe von wüthenden Schakmas, die nur durch die kräftige und behende Art und Weise, auf welche sie ihren

Besenstiel zu schwingen verstand, abgehalten wurden, sich auf sie zu stürzen.

Die leichte Waffe würde aber nicht lange mehr gefruchtet haben und Totty's Schicksal — nämlich in Stücken gerissen zu werden — bald entschieden gewesen sein, wenn nicht in diesem Augenblicke vier Quaggareiter zu ihrer Rettung und Befreiung herbeigesprengt wären.

Es waren die von der Jagd zurückkehrenden Jäger und eine Salve aus ihren Büchsen zerstreute sofort die häßlichen Schakmas, welche heulend in ihre Höhlen zurückrannten.

Van Bloom hütete von nun an seinen Mais sorgfältig, bis derselbe zum Einsammeln reif war, wo er dann geerntet und auf eine Weise verwahrt ward, daß weder Vögel, noch Schlangen, noch Vierfüßler oder Vierhändler dazu gelangen konnten.

Fünfzehntes Kapitel.

Die wilden Hunde und das Hartebeest.

Seit dem Einfangen und Zähmen der Quagga's war die Jagd von ziemlichem Erfolge begleitet gewesen. Keine Woche verging, ohne durch ein Paar Stoßzähne — zuweilen zwei oder drei Paar — die Sammlung zu vermehren, welche jetzt die Form einer kleinen am Fuße des Nwanabaumes stehenden elfenbeinernen Pyramide anzunehmen begann.

Van Bloom war indessen mit seinem Erfolge immer noch nicht zufrieden und glaubte, daß die Jagd noch weit besser von Statten gehen würde, wenn sie einige Hunde hätten.

Obschon die Quagga's ihnen große Dienste leisteten und sie mit diesen oft im Stande waren, den Elephanten einzuholen, so entschlüpfte ihnen doch

eben so oft ihre Beute, und dies geschieht leichter, als man vielleicht glaubt.

Hatten sie dagegen zur Jagd abgerichtete Hunde, so mußte das Ergebniß ein ganz anderes sein. Allerdings können diese Thiere nicht einen Elephanten niederreißen oder ihm die mindeste Verletzung zufügen, wohl aber können sie ihm folgen, mag er gehen wohin er will, und ihn durch ihr Gebell zum Stehen bringen.

Ein zweiter wichtiger Dienst, den die Hunde leisten, besteht darin, daß sie die Aufmerksamkeit des Elephanten von den Jägern ablenken. Der riesige Vierfüßler wird, wenn er wüthend ist, wie wir schon gesehen haben, außerordentlich gefährlich. Bei solchen Gelegenheiten macht er einen Angriff auf die lärmenden Hunde, weil er sie fälschlich für seine wirklichen Angreifer hält. Dies giebt dem Jäger natürlich gute Gelegenheit, seinen Schuß anzubringen und den tödtlichen Kampf mit dem Elephanten zu vermeiden.

Bei mehreren der zuletzt unternommenen Elephantenjagden waren unsere Jäger nur mit genauer Noth mit dem Leben davongekommen. Ihre Quagga's waren weder so lenksam, noch in ihren Bewegungen so geschwind, wie Pferde gewesen sein würden, und dies machte die Gefahr noch größer. Es stand zu

fürchten, daß einer oder der andere der Jäger früher oder später seinem Berufe zum Opfer fallen würde. Dies war van Blooms Ansicht und er hätte gern eine Anzahl Hunde jeden mit einem Elephantenzahn bezahlt, wenn es auch die allerschlechtesten Köter gewesen wären. Ueberhaupt kommt auf die Qualität der Hunde nur wenig an. Jeder, der im Stande ist, die Fährte des Elephanten zu verfolgen und ihn durch Gebell zu belästigen, kann bei dieser Jagd mit gutem Nutzen verwendet werden.

Van Bloom dachte sogar schon daran, einige Hyänen zu zähmen und zur Jagd abzurichten. Diese Idee war keineswegs eine donquixotische. Die Hyäne wird oft zu diesem Zwecke verwendet und leistet sogar bessere Dienste, als viele Gattungen von Hunden.

Eines Tages dachte van Bloom über diese Dinge nach. Er saß auf einer kleinen Platform, die sehr hoch oben, beinahe auf dem Gipfel des Nwanabaumes angebracht worden und von wo er die Aussicht auf die ganze Umgegend hatte. Es war dies ein Lieblingsplätzchen unseres Freundes — nämlich sein Rauchzimmer, wo er jeden Abend in Ruhe seine große Meerschaumpfeife zu schmauchen pflegte. Seine Augen waren der Ebene zugewendet, die sich von dem Rande des „Busches" so weit hinzog, als das Auge reichte.

Während er so darauf los passte, ward seine Aufmerksamkeit durch einige Thiere erweckt, die in einiger Entfernung draußen auf der Ebene standen. Die glänzende Farbe ihrer Leiber hatte sein Auge angezogen.

Ihre Rücken und ihre Seiten waren schön gelb und unten weiß, mit einem schwarzen Flecken auf der Außenseite der Beine und einigen schwarzen Streifen auf dem Gesichte, die so regelmäßig wie mit dem Pinsel eines Malers gezeichnet waren. Sie hatten Hörner von sehr unregelmäßiger Form, die wie ein Enterhaken gekrümmt waren und ganz gerade von dem geradesten und längsten Kopfe emporstiegen, den jemals ein Thier getragen. Diese Thiere waren weit entfernt, anmuthig geformt zu sein. Sie hatten schräg abfallende Hintertheile wie die Giraffe, obschon in weit geringerem Grade, sehr hohe Schultern und lange schmale Köpfe. Uebrigens war ihr Bau knochenstark und eckig. Jedes war wenigstens vom Vorderhufe bis zur Schulter fünf Fuß hoch und volle neun Fuß lang.

Natürlich waren es Antilopen, nämlich von der Gattung, die unter den Capcolonisten als das „Hartebeest" (Acronotus caama) bekannt ist. Es war eine Heerde von zusammen ungefähr fünfzig Stück.

Als van Bloom sie zuerst bemerkte, graseten

sie ruhig auf der Ebene. Im nächsten Augenblicke jedoch sah man sie hin und her rennen, als ob sie plötzlich durch die Annäherung eines Feindes geschreckt würden.

Und allerdings war ein Feind da, denn ehe noch einige Secunden vergangen waren, ergriff die ganze Heerde die Flucht und van Bloom sah nun, daß sie von einer Meute Hunde verfolgt wurden. Ich sage „einer Meute Hunde," denn die verfolgenden Thiere glichen in der Ferne Hunden mehr, als sonst Etwas in der Welt. Ja, sie glichen ihnen nicht blos, sondern waren wirklich eine Meute Hunde — nämlich wilde Hunde.

Natürlich wußte dies van Bloom sogleich. Er wußte, daß es die wilden Hunde waren, die von sehr gelehrten Naturforschern höchst abgeschmackterweise mit dem Namen Hyaena venatica oder „jagende Hyäne," und von andern auf eben so abgeschmackte Weise mit dem Namen der „jagende Hund" bezeichnet worden ist. Ich erkläre diesen Namen für „abgeschmackt," erstens weil das fragliche Thier mit einer Hyäne nicht mehr Aehnlichkeit hat als mit einem Igel, und zweitens weil „jagender Hund" eine sehr lächerliche Benennung ist, da jeder Hund damit bezeichnet werden kann.

Ich möchte fragen, warum diese gelehrten Leute

die von den Boers angenommenen Benennungen nicht unangetastet lassen. Wenn diesen Thieren ein besserer Name als „wilder Hund“ gegeben werden kann, so möchte ich ihn hören. Der Name „wilder Hund“ ist so gut gewählt, daß es unmöglich einen bessern geben kann.

Es ist eine wahre Verleumdung, dieses schöne Thier eine Hyäne zu nennen. Der wilde Hund hat weder die häßliche Gestalt, noch das struppige Haar, noch die unscheinbare Farbe, noch die schmutzigen Eigenschaften der Hyäne. Man nenne ihn einen Wolf oder wilden Hund, wenn man will, aber er ist gleichzeitig der schönste Wolf und der schönste wilde Hund der ganzen Schöpfung. Wir werden ihn daher, wie die Boers, den „wilden Hund“ nennen. Dies ist sein richtiger Titel, mögen die Naturforscher ihn klassificiren, wie sie wollen.

Seine Größe, seine Gestalt, sein glattes, sauberes Fell sowohl als seine Farbe stellen ihn dem Hunde näher als irgend einem anderen Thiere. Hinsichtlich der letztern, die ein mit großen schwarzen und grauen Flecken gemischtes Hellbraun ist, hat er auffallende Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Hunde, und die ziemliche Größe seiner Ohren scheint ihn diesem Thiere noch ähnlicher zu machen. Doch sind diese Ohren, wie bei allen wilden Hundegat-

tungen, natürlich keine hängenden, sondern aufrecht stehende.

Seine Lebensweise und Eigenschaften aber sind das, was dieser Aehnlichkeit vollends die Krone aufsetzt. In seinem natürlichen Zustande geht der wilde Hund niemals allein auf Raub aus, sondern hetzt kühn seine Beute, die er in zahlreicher, organisirter Meute verfolgt, gerade wie Hunde zu thun pflegen, und entwickelt dabei eine Geschicklichkeit, als ob ein geübter Jäger mit Peitsche und Horn hinter ihm wäre.

Van Bloom war so glücklich, Zeuge eines Beweises dieser Geschicklichkeit zu sein.

Die Hunde waren ganz unerwartet auf die Heerde der Hartebeest's gestoßen, und fast gleich bei dem ersten Anlaufe ward eine der Antilopen von den übrigen getrennt und rannte in entgegengesetzter Richtung davon. Dies war gerade das, was die schlauen Hunde wollten, und die ganze Meute folgte, anstatt der ganzen Heerde, blos dieser einen.

Nun ist das Hartebeest, obschon eine schlecht geformte Antilope, doch eine der allerschnellsten dieser ganzen Thierfamilie, und der wilde Hund wird ihrer nur mit großer Mühe habhaft. Ueberhaupt würde er ihrer gar nicht habhaft werden, wenn es sich zwischen den beiden Thieren blos um die Schnel-

ligkeit handelte. Dies ist jedoch nicht der Fall. Das Hartebeest besitzt eine Schwäche, welcher gegenüber der wilde Hund große Schlauheit entwickelt.

Das erstere bleibt, wenn es gejagt wird, obschon es in gerader Linie rennt, doch nicht lange in einer und derselben Richtung. Dann und wann weicht es nach der einen und der anderen Seite ab, wozu es vielleicht durch die Art des Terrains oder durch irgend einen andern Umstand veranlaßt wird. In dieser Gewohnheit liegt seine Schwäche. Der wilde Hund kennt dieselbe recht wohl und benutzt sie durch ein Manövre, welches von seiner Seite wirklich einen hohen Grad von Ueberlegung zu verrathen scheint. Van Bloom sah den Beweis davon, während er der Jagd mit seinen Blicken folgte. Sein hoher Standpunkt gestattete ihm die Aussicht auf das ganze Terrain und er konnte jede Bewegung sowohl der Verfolger als des Verfolgten genau beobachten.

Als das Hartebeest sich von der Heerde trennte, rannte es in einer geraden Linie davon und die Hunde folgten dicht hinterdrein. Sie waren indeß noch nicht weit gekommen, als van Bloom bemerkte, daß ein einzelner Hund weit schneller als die übrigen rannte und auf diese Weise ihnen vorauskam. Es war vielleicht möglich, daß er ein rascherer Hund war als die übrigen, aber van Bloom glaubte, dies

sei nicht der wahre Grund. Der Hund schien vielmehr deßhalb schneller zu laufen, als die andern, um das Hartebeest zu drängen, während die übrigen ihren Athem und ihre Kräfte sparten.

Dies war, wie sich ergab, auch wirklich der Fall; denn nachdem der Hund mit verzweifelter Anstrengung die Antilope fast erreicht, zwang er diese, ein wenig von ihrer ursprünglichen Richtung abzuweichen, und die Meute veränderte, als sie dies bemerkte, ihre Richtung ebenfalls und schlug eine diagonale ein, wie um ihrer Beute zuvorzukommen. Auf diese Weise vermieden sie den Umweg, den sowohl die Antilope als auch ihr Kamerad gemacht hatten.

Das Hartebeest rannte nun in einer neuen Linie, und wie zuvor sah man bald wieder einen der Hunde der Meute voraneilen und so schnell als nur irgend möglich dem Hartebeest folgen. Der, welcher zuerst vorangeeilt war, blieb, sobald als die Antilope von ihrer ursprünglichen Linie abwich, zurück, schloß sich der Meute wieder an und lief nun verhältnißmäßig langsam mit den hintersten. Sein „Dienst" war beendet.

Wieder bog das Hartebeest von seiner Richtung ab. Wieder rannte die Meute in schräger Linie — wieder eilte ein frischer Hund voran und die Jagd

rasete weiter wie zuvor, während die wilden Hunde fortwährend ein heiseres Gebell hören ließen.

Mehrmals ward dieses Manövre von den schlauen Hunden ausgeführt, bis der gewünschte Zweck erreicht und die Antilope vollständig erschöpft war.

Dann und als ob sie gewußt hätte, daß das Thier in ihrer Gewalt und weitere Kriegslist nicht nöthig war, stürzte die ganze Meute gleichzeitig vorwärts und umringte das Wild.

Das Hartebeest machte einen letzten verzweifelten Versuch, zu entrinnen; als es aber fand, daß Schnelligkeit ihm weiter Nichts nützen könne, drehete es sich plötzlich herum und stellte sich zur Wehre, während ihm der Schaum aus dem Maule troff und seine rothen Augen funkelten wie feurige Kohlen.

„Welch eine herrliche Meute!“ rief van Bloom. „O, daß ich eine solche hätte!“

„Ha!“ fuhr er fort, als plötzlich ein neuer Gedanke in ihm erwachte; „und warum nicht? gerade eine solche — warum nicht?“

Die Kette von Betrachtungen, welche unsern Freund beschäftigten, war folgende:

Die wilden Hunde konnten gezähmt und zur Jagd abgerichtet werden, am allerleichtesten zur Elephantenjagd. Er wußte, daß dies geschehen konnte,

denn jagende Boers hatten es oft gethan. Allerdings mußten die Hunde jung eingefangen werden, aber wo sollte er junge herbekommen? Es ist durchaus nicht leicht, die Jungen des wilden Hundes ausfindig zu machen. So lange sie nicht im Stande sind, schnell zu laufen, lassen ihre Mütter sie nicht weit von den Höhlen hinweg, in welchen sie zu wohnen pflegen und die für den Menschen vollkommen unzugänglich sich unter den Felsen befinden. Wie sollte er sich also einer Anzahl solcher junger Hunde bemächtigen? Er war schon lange mit einer solchen Absicht umgegangen. Wo war wohl ihr Aufenthaltsort?

Seine Betrachtungen wurden, als sie so weit gediehen waren, durch ein sehr eigenthümliches Benehmen der wilden Hunde unterbrochen, die ihm einen neuen Beweis von Intelligenz gaben, der ihn so zu sagen förmlich elektrisirte.

Als das Hartebeest sich zur Wehre stellte und die Hunde hinzukamen, erwartete van Bloom natürlich, die letztern sich auf ihre Beute stürzen und sie sofort zu Boden reißen zu sehen. Dies war, wie er wußte, ihr gewöhnliches Verfahren. Wie groß war daher jetzt sein Erstaunen, als er die ganze Meute nach der einen Seite hin zurückweichen sah, als ob sie die Absicht gehabt hätte, die Antilope laufen zu

lassen. Einige der Hunde legten sich sogar nieder, um auszuruhen, während die anderen mit offenen Mäulern und heraushängenden Zungen dastanden, ohne jedoch zu verrathen, daß sie noch ferner die Absicht hätten, das keuchende Wild zu belästigen.

Van Bloom konnte die ganze Situation genau beobachten, denn die Antilope war auf der ihm zugewendeten Seite der Felsenhöhen, während die Hunde weiter draußen nach der Ebene zu standen. Ein anderer Umstand, der ihn in Erstaunen setzte, war, daß die Hunde, nachdem sie bereits das Hartebeest umzingelt gehabt, sich in ihre gegenwärtige Position zurückgezogen hatten.

Was konnte das zu bedeuten haben? Fürchteten sie sich vor den Hörnern der Antilope? Ruheten sie blos aus, um Kräfte zu dem letzten blutigen Angriffe zu sammeln?

Der Jäger hielt seinen Blick aufmerksam auf die interessante Gruppe geheftet.

Nach einer Weile begann die Antilope, nachdem sie ein wenig zu Athem gekommen, und da sie die Meute so entfernt sah, von Neuem zu laufen.

Diesmal rannte sie seitwärts, anscheinend in der Absicht, einen Hügel zu erreichen, der in dieser Richtung lag und bei dessen Ersteigen sie ohne Zweifel einen Vortheil zu erreichen hoffte. Kaum aber

hatte sie einige Sätze gethan, als die Hunde sich ebenfalls wieder aufmachten und nach etwa fünfhundert Schritten ihre Beute wieder zum Stehen brachten. Wieder zog sich die Meute in einige Entfernung zurück und das Hartebeest stand auf der Ebene allein.

Wieder versuchte es zu entrinnen und machte sich mit aller Schnelligkeit, die seinen Beinen noch zu Gebote stand, auf, während die Hunde wie vorher sofort nacheilten.

Diesmal schlug die Antilope eine neue Richtung ein und suchte einen gewissen Punkt der Felsenhöhe zu erreichen. Da die Hatz nun ganz nahe an dem Nwanabaume vorbeiging, so konnten unsere Freunde sie ganz genau in Augenschein nehmen.

Das Hartebeest schien jetzt schneller zu rennen als je, oder auf alle Fälle schienen die Hunde ihm nicht näher zu kommen, und van Bloom sowohl als die sämmtlichen jungen Leute hofften, daß das arme Thier seinen Verfolgern entrinnen würde.

Sie beobachteten die Jagd weiter, bis sie den hellfarbenen Leib des Hartebeests nur noch wie einen gelben Punkt an der Fläche der Felsen hineilen sahen; die Hunde aber waren nicht mehr sichtbar.

Plötzlich verschwand der gelbe Punkt, gerade als wenn ein Licht verlöschte, und sie sahen ihn nicht mehr.

Ohne Zweifel war die Antilope zu Boden gerissen.

Ein seltsamer Argwohn stieg in van Bloom auf. Er befahl Hans und Hendrik, sofort die Quagga's zu satteln und ritt dann mit den beiden Genannten nach der Stelle hin, wo man das Hartebeest das letzte Mal gesehen.

Sie näherten sich vorsichtig und sahen sich, von einigen Büschen gedeckt, in den Stand gesetzt, sich bis auf zweihundert Schritte dem Platze zu nähern, ohne bemerkt zu werden. Ein seltsames Schauspiel belohnte sie für ihre Mühe.

Kaum zwölf bis fünfzehn Schritte von der Felsenhöhle entfernt, lag das Hartebeest, wo es von den Hunden zu Boden gerissen worden war. Es war schon halb aufgezehrt, aber nicht von den Hunden, die es gehetzt, sondern von ihren Jungen, welche jetzt, wohl sechzig an der Zahl, um den Cadaver herumstanden, an dem Fleische zerrten und einander anknurrten. Einige der erwachsenen Hunde, welche an der Jagd theilgenommen, sah man noch von der gewaltigen Anstrengung keuchend auf dem Boden liegen, während die meisten verschwunden waren und sich ohne Zweifel in die zahlreichen kleinen Höhlen und Spalten zurückgezogen hatten, welche längs des Fußes der Felsenhöhlen zu bemerken waren.

Es war nun nicht mehr möglich, die seltsame Thatsache zu bezweifeln, daß die wilden Hunde das Hartebeest systematisch nach ihrem Brutorte getrieben, um ihre Jungen damit zu füttern, und daß sie sich enthalten hatten, es draußen auf der Ebene zu tödten, um sich die Mühe des weiten Fortschleppens zu ersparen!

Ueberhaupt besitzen diese Thiere — im Gegensatz zu den felidae — nicht die Fähigkeit, irgend eine schwere Masse eine bedeutende Strecke weit zu transportiren. Daher der wunderbare Instinkt, welcher sie bewog, die Antilope bis auf den Platz selbst hinzudrängen, wo ihr Fleisch gebraucht ward.

Daß ein solches Manöver bei ihnen nichts Ungewöhnliches war, bewiesen die zahlreichen Knochen und Hörner von großen Antilopen verschiedener Arten, die rund umhergestreut lagen.

Van Bloom richtete sein Augenmerk auf die jungen Hunde und eilte mit seinen beiden Begleitern plötzlich auf sie zu. Aber vergebens. Eben so schlau als ihre Väter und Mütter verließen die kleinen Schelme, sobald sie der Jäger ansichtig wurden, ihre Mahlzeit und rannten in ihre Höhlen hinein.

Aber dennoch waren sie nicht schlau genug, um den Schlingen zu entrinnen, die ihnen eine Woche lang nachher jeden Tag gelegt wurden, und ehe noch

diese Zeit um war, befanden sich mehr als ein Dutzend von ihnen sicher in einem kleinen Stalle verwahrt, der ausdrücklich für sie in dem Schatten des großen Nwanabaumes erbaut worden.

Binnen weniger als sechs Monaten gingen mehrere dieser Hunde mit auf die Elephantenjagd und entledigten sich ihrer Aufgabe mit eben so viel Muth und Geschicklichkeit als sich von Jagdhunden der edelsten und reinsten Race hätte erwarten lassen.

Sechzehntes Kapitel.

Schluß.

Mehrere Jahre lang führte van Bloom so das Leben eines Elephantenjägers. Mehrere Jahre lang war der große Nwanabaum seine Wohnung, und seine Kinder und Dienstleute seine einzige Gesellschaft. Und dennoch waren dies vielleicht die nicht am wenigsten glücklichen Jahre seines Daseins, da er während dieser ganzen Zeit sich eben so wie seine Familie des schätzbarsten aller irdischen Güter — der Gesundheit erfreute.

Dabei hatte er seinen Kindern nicht gestattet, ganz ohne allen Unterricht heranzuwachsen und weiter Nichts zu sein als „Buschknaben." Er hatte sie viele Dinge aus dem Buche der Natur gelehrt — viele Künste, die man auf der Käruh eben so gut

lernen konnte wie in der Schule. Er hatte ihnen Liebe gegen Gott und gegen einander selbst eingeprägt. Er hatte in ihre Gemüther den Saamen tugendhafter Grundsätze — der Ehre und Moralität gestreut, ohne welche alle Bildung keinen Werth hat. Er hatte sie an Fleiß und Selbstvertrauen gewöhnt und sie in viele Fertigkeiten des civilisirten Lebens eingeweihet, damit sie bei ihrer Rückkehr in die Gesellschaft den an sie zu stellenden Ansprüchen genügen möchten. Mit Einem Worte, diese in der Wildniß verlebten Jahre bildeten in dem Buche seines Daseins keineswegs ein leeres Blatt und er konnte mit Gefühlen der Genugthuung und Freude darauf zurückblicken.

Indessen, der Mensch ist für die Gesellschaft geboren.

Das richtig organisirte menschliche Herz sucht Umgang mit dem Menschenherzen, und der Geist besonders, der durch Bildung und Erziehung verfeinerte und veredelte Geist, liebt den Verkehr des socialen Lebens, und wird, wenn er dessen beraubt ist, sich stets darnach sehnen.

So war es auch mit unserem Freunde. Er sehnte sich darnach, wieder in das Reich der civilisirten Gesellschaft zurückzukehren. Er sehnte sich, wieder die Umgebungen zu besuchen, wo er so lange in

Glück und Frieden gewohnt; er wünschte sich wieder unter seinen Freunden und Bekannten in dem malerischen Distrikt der Grafschaft Reinet niederzulassen. Ueberhaupt wäre es auch zwecklos gewesen, noch länger in der Wildniß zu bleiben. Allerdings hatte er sein wildes Jägerleben sehr liebgewonnen, aber es war keine Aussicht vorhanden, daß es noch lange auch ein gewinnbringendes sein werde. Die Elephanten hatten die Umgebung des Lagers vollständig verlassen und innerhalb eines Umkreises von zwanzig Meilen war auch nicht ein einziger mehr zu finden. Sie hatten nun den Knall der Kugelbüchse verstehen gelernt, und wußten, welche Gefahr ihnen diese Waffe brachte. Sie hatten erfahren, daß von allen ihren Feinden der Mensch der sei, den sie ganz besonders zu fürchten und zu meiden hätten, und waren deßhalb so scheu und furchtsam geworden, daß die Jäger oft mehrere Wochen lang nicht einen einzigen Elephanten erblickten.

Doch das bekümmerte van Bloom jetzt nicht mehr. Andere Erwägungen beschäftigten sein Gemüth und er fragte nicht weiter viel darnach, wenn er auch nie wieder eins dieser Riesenthiere zu Gesicht bekam. In die Grafschaft Reinet zurückzukehren und sich daselbst niederzulassen — dies war jetzt das Ultimatum seiner Wünsche.

Die Zeit war nun endlich da, wo er sich in den Stand gesetzt sah diese Absicht in Ausführung zu bringen, und Nichts schien derselben mehr im Wege zu stehen.

Das gegen ihn ausgesprochene Verbannungs-urtheil war schon längst wieder zurückgenommen. Die Regierung hatte eine allgemeine Amnestie erlassen und er war daher eben so sicher wie jeder Andere vor gerichtlicher Behelligung hinsichtlich der politischen Rolle, die er früher gespielt.

Sein Besitzthum erhielt er allerdings nicht wieder, doch kam darauf jetzt nicht viel an. Er hatte sich ein neues Besitzthum geschaffen, wie dies die ungeheure elfenbeinerne Pyramide bezeugte, welche im Schatten des großen Nwanabaumes stand.

Es blieb nun weiter Nichts übrig zu thun, als diese blanke Waare nach einem Markte zu transportiren, um sie hier gegen eine bedeutende Summe zu verkaufen.

Van Bloom's Schaffinn fand die Mittel, diesen Transport zu ermöglichen.

In der Nähe des mehrfach erwähnten Engpasses ward abermals eine große Fallgrube gegraben, in welcher viele Quagga's gefangen wurden, und nun gab es alle Hände voll zu thun, um diese wilden

Thiere zu zähmen und zum Ziehen des Wagens abzurichten.

Nach vieler Mühe gelang es. Man spannte die Thiere, um sie zu schulen, erst vor die noch in sehr gutem Zustande befindlichen vom Wagen abgenommenen Räder, und dann ward der Rumpf des Wagens vom Baume herunter genommen, um ihn sofort seine Bekanntschaft mit seinen alten Begleitern, den Rädern, erneuen zu lassen, während die weiße Plane ihren schützenden Schatten über Alles ausbreitete. Die sämmtlichen weißen und gelben Halbmonde wurden sodann aufgeladen, die Quagga's eingespannt und Swartboy stieg auf den Vorderkasten, knallte wieder mit seiner langen Bambuspeitsche und die mit Elephantenfett gutgeschmierten Räder wirbelten wieder lustig entlang!

Wie überrascht waren die guten Leute von Reinet, als eines Morgens ein von zwölf Quagga's gezogener Planwagen in Begleitung von vier auf Thieren derselben Art sitzenden Reitern auf dem öffentlichen Platze ihres kleinen Ortes Halt machte! Wie erstaunten sie, als sie sahen, daß dieser ganze Wagen mit Elfenbeinzähnen angefüllt war, bis auf eine kleine Ecke, in der ein schönes Mädchen mit rothen Wangen und blondem Haar saß! Und wie freuten sie sich, als sie erfuhren, daß der Eigenthümer sowohl

des Elfenbeins als des schönen Mädchens Niemand anders war, als ihr alter Freund und werthgeschätzter Nachbar, der ehemalige Lieutenant van Bloom.

Herzlichen Willkommen fand daher der Elephantenjäger auf dem Marktplatze von Reinet und, was ebenfalls sehr wichtig war, schnellen und lohnenden Absatz seines Elfenbeines.

Es traf sich gerade damals, daß das Elfenbein sehr hoch in Preise stand. Ein gewisser Artikel — ich kann mich nicht mehr entsinnen, welcher — der seinen Hauptbestandtheilen nach aus reinem Elfenbein verfertigt werden mußte, war in den europäischen Ländern allgemein Mode geworden, und die Folge davon war gesteigerte Nachfrage nach dieser werthvollen Waare. Es war dies ein sehr glücklicher Umstand für den heimgekehrten Jäger, der sich demzufolge sofort in den Stand gesetzt sah, seinen Vorrath nicht blos für baares Geld, sondern auch zu einem Preise loszuschlagen, der ihm beinahe das Doppelte des Betrages gewährte, den er zu empfangen gerechnet hatte. Er hatte übrigens auch noch nicht den ganzen Vorrath zur Stelle gebracht, weil dieser eine einzige Wagenladung weit überstieg. Demzufolge war eine zweite Ladung in der Nähe des Nwanabaumes versteckt zurückgeblieben, und es bedurfte einer abermaligen Reise, um sie zu holen.

Diese Reise ward, sobald es dazu Zeit war, unternommen und der Rest der Beute langte wohlbehalten in Reinet an und ward den Elfenbeinhändlern überliefert, die ihn schon gekauft hatten.

Das Ergebniß war ein brillantes Vermögen an baarem Gelde und van Bloom war wieder ein reicher Mann!

Vor der Hand können wir seine Geschichte nicht weiter verfolgen, und müssen uns darauf beschränken, zu sagen, daß seine große Jagd ihn in den Stand setzte, sein altes Besitzthum wieder zurückzukaufen und sich eine Menge der besten Pferde, Rinder und Schaafe anzuschaffen. Er nahm rasch zu an Wohlstand und Achtung bei seinen Mitmenschen. Die Regierung schenkte ihm Vertrauen und ernannte ihn nach noch nicht langer Zeit zum „Landdroost" oder Inhaber der ersten obrigkeitlichen Würde des Distriktes.

Hans nahm seine Studien wieder auf, während der muthige, gewandte Hendrik nun in den Stand treten konnte, für welchen er sich am besten eignete. Es dauerte nicht lange, so erhielt er eine Fähndrichsstelle bei den berittenen Scharfschützen.

Der kleine Jan ward in die Schule geschickt, um tüchtig zu lernen, während das schöne Trudchen zu Hause blieb, um die Wohnung ihres verehrten

Vaters zu schmücken und sein Hauswesen zu besorgen. Totty blieb in der Küche thätig und Swartboy behielt natürlich ebenfalls seine einflußreiche Stellung im Hause. Noch lange Jahre knallte er mit seiner großen Peitsche und schwang seinen Schambock unter den langgehörnten Ochsen des reichen Landdroost's.

Doch genug vor der Hand — genug der Abenteuer für ein Jahr. Vielleicht machen wir, ehe wir noch einmal den Weg um die Sonne zurückgelegt haben, einen neuen Ausflug in das Land der Boers und begegnen hier wieder dem würdigen van Bloom, seinem Buschmann und unseren jungen muthigen Freunden, den Buschknaben.



Ende des dritten und letzten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.



